

Balten-
Sonderheft

Bezugspreis
einer Heftfolge
(12 Hefte) RM. 12,—
Einzelpreis RM. 1,20

Heft 10

1926

Deutsche Welt



JOHANN FABER „APOLLO“

Feinste Blei-, Kopier- und Farbstifte

„Neue Stuttgarter“

Lebensversicherungsbank A.-G.

„Die Lebensversicherung
ist die kräftigere Schwester der Sparkasse.“ Denn es zahlt
die Sparkasse die Lebensversicherung
mindestens die volle Versicherungssumme.
nur Nach dem Vm-Tarif
Einlage + Zins die 3fache Vers.-Summe in den ersten 5 Jahren,
(wieviel od. wiewenig die doppelte Vers.-Summe in den zweiten 5 Jahren,
bei frühem Tod?) die doppelte Vers.-Summe bei Tod durch Unfall.

— Gesetzliche Steuer-Vergünstigungen. —

Darum: Versichern Sie Ihr Leben bei der

„Neue Stuttgarter“

Versicherungsbestand: 250 Millionen RM.

Dresdner Nachrichten

Seit 1856

das nationale Blatt

morgens und abends

Bezugspreis 1.50 halbmönatlich



~ R · 1 · G · A ~

4A 43535

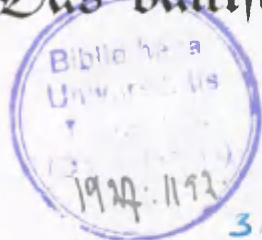
Deutsche Welt

Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland

Heft 10

Oktober 1920

Das baltische Sonderheft



unserer Zeitschrift will nicht Umfang und
Ursprung des deutschen Problems in den
Ostseegebieten erschöpfen, sondern einige
wichtige Entwicklungsfragen, Gegenwarts-
fragen und Tatbestände beleuchten.

Die Schriftleitung.

Die Deutsch-Balten

(Weise: Hast du dem Lied der alten Sagen)

Wir haben manche hundert Jahre
Im schönen Baltenland gelebt;
Und was im Lande ward geschaffen,
Mit unserm Namen ist's vertiebt;
Es zeugt von dem, was wir gewesen,
Im Lande mancher stolze Turm,
Der treu und trugig überstanden
Auch böser Tage wilden Sturm.

Wir waren, ob wir sehrend blickten
Hinüber nach dem Deutschen Reich,
An Liebe für die Baltenerde
Gewißlich jedem andern gleich;
Wir zogen selbst, mit schwerem Herzen,
Das Schwert für unsern fremden Herrn,
Und unterdrückten heißen Auges
Das Beten für den deutschen Stern.

Wir haben mit uns selbst gerungen
Im Kampf der Hoffnung und der Pflicht,
Und ob es beinah' übermenschlich,
Was diese heißt, vergessen nicht.
Und während wir in Seelennöten
An unsre Zukunft noch geglaubt,
Hat man uns unsre heil'ge Scholle,
Das Vätererbe, schnöb' geraubt.

Was wir erbaut und was wir pflanzten,
Was nur durch unsern Fleiß entstand,
Wir sehen heute es verfallen
In unsrer Neider gier'ger Hand.
Wir gehen aus den eignen Toren
Ins Elend mit dem weißen Stab;
Es blieb vom ganzen Baltenlande
Uns kaum der Raum noch für ein Grab.

Doch eins kann man uns nimmer rauben:
Solang' der Weltenball besteht,
Solange noch am Dünastrande
Die alte Baltenfahne weht!
Ob unsichtbar dem blöden Auge,
Daz nur im Erdenstaube sucht,
Was wir dem Baltenlande waren,
Ist in den Sternen uns gebucht.

Mit Flammenschrift ist es geschrieben,
Die Rechenschaft einst von euch heißt,
Wenn an dem großen Sühnetage
Der Riegel aller Gräfte kreißt;
Dann werden unser Recht wir fordern,
Den Schild der Wahrheit in der Hand,
Und alle, die im Elend modern,
Steh'n auf fürs heil'ge Baltenland!



Riga:

Das ehemalige deutsche Theater

Baltisches Land

Von Dr. Ernst Seraphim, Königsberg

Das baltische Land hat politisch dreiundeinhalb Jahrhunderte zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gehört, bis es ihm um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch der Zeiten Ungunst, eigene Schuld und des Reiches Ohnmacht verloren ging. Als „Vormauer der Christenheit gegen den russischen Erbfeind“ und zugleich als Brücke zum weiten Osten hat Alt-Livland seine Mission erfüllt und ist ein Vorposten deutscher Kultur geblieben in den folgenden Jahrhunderten unter fremder Herrschaft, in den Kämpfen der Gegenreformation und gegen polnische Vergewaltigung, im Ringen um seine geschichtlich gewordenen Formen der Selbstverwaltung gegen den Absolutismus der schwedischen Wasakönige, denen das Land freilich auch die Wiederherstellung seiner evangelischen Sonderart verdankte, und in den wandelreichen zwei Jahrhunderten, da der russische Doppeladler von den Tagen Peter des Großen bis zum Weltkriege über Liv-, Est- und Kurland schwebte.

Aber gewußt hat man in Deutschland von den sogenannten deutschen Ostseeprovinzen Rußlands wenig oder gar nichts. Und obwohl sie vor

den Toren Preußens lagen und insonderheit Kurland an Ostpreußen grenzte und tausend Säden hinüber hätten spielen müssen, unbewußt wohl auch spielten, war das baltische Land für die weitüberwiegende Zahl aller Deutschen eine Terra incognita, ein fernes Land Thule. Erst mit dem Weltkrieg trat ein grundlegender Wandel ein: als 1915 im Mai die Feldgrauen nach Kurland kamen, als sie über zwei Jahre an der Düna lagen und vom Tirulsumpf die ragenden Türme Rigas in die deutschen Stellungen hinübergrüßten, erst da wurde das Baltenland für das deutsche Mutterland durch unsere Soldaten gleichsam wieder entdeckt. Erstaunt rieben sie sich die Augen und wollten nicht recht glauben, daß das schöne Kurland, das „Gottesländchen“, ein deutsch-evangelisches Land war, in seiner Eigenart doch so ganz ein Glied des deutschen Universums, in seinem bewußten und doch gleich einer inneren Selbstverständlichkeit nicht besonders betonten deutschen Sinn und Gefühl. Gutshöfe

und Pastorate, die stillen Städte an den breiten Flüssen, sie zeugten eindringlich davon.

Und als am Sedantage 1917 Riga in deutsche Hand fiel und die Türme und das

Ordensschloß, die Straßen und der laute Jubel der Befreiten, auf denen die russische Saust unsagbar schwer gelastet hatte, als Steine und Menschenzungen dem Kaiser und seinen Soldaten kündeten: „Hier ist alter deutscher Boden!“, da ging es in heller, freudiger Begeisterung durch alle deutschen Gaue. Wie eine nationale Offenbarung haben die Feldgrauen die Einzugstage in Riga empfunden, und Hindenburg konnte damals uns zurufen:



Riga:

Die Brauerstraße

„Nabe am Ziel heißt es, nur nicht nachlassen! Die Zäbigkeit, mit der Lübecks schöne Tochterstadt, das endlich befreite Riga, sein Deutschtum verteidigt hat, sei uns ein Vorbild im Kampf um Deutschlands Zukunft!“

Der Gedanke, daß dieses bis in seine Wurzelfasern deutsche Land auch staatlich mit dem Deutschen Reich wieder vereinigt werden müsse, vertiefte sich im Reich immer mehr und wurde Gesamtgut aller national Empfindenden. Als dann vollends auch Livland und Estland durch deutsche Waffen vom Bolschewistenjoch befreit wurden, im Februar 1918 Dorpat, diese geistige Hochburg baltischen Geistes, Reval, die alte



Riga:

Die große Scharrenstraße

hochragende Hansestadt, und Narva an der Narova, jenes baltische Rothenburg, die äußerste Empore deutscher Gesittung, die Feldgrauen in ihren Mauern sahen, schien der Traum von der Sicherung der baltischen Lande im Ring des großen Reiches seine Erfüllung finden zu sollen, Wahrheit zu werden, was der greise Adolf Wagner, der einst selbst im deutschen Dorpat als Hochschullehrer gewirkt hatte, als seines Lebens höchstes Ziel bezeichnet hatte: nachdem das Münster in Straßburg deutsch geworden, auch Dorpats Dom ins deutsche Haus heimzubringen.

Das, wie man glaubte und hoffte, endgültig Gewonnene dem inneren Verständnis des Volkes nahe zu bringen, hub eine liebevolle Versenkung in baltische Vergangenheit und baltisches Wesen an. Studienreisen aller Art, Gelehrte und Politiker kamen, die deutsche Universität Dorpat wurde der Mittelpunkt der Eingliederung und des Sichverstehens, eine

Sülle vielfach vortrefflicher, durch Liebe und ernste Wissenschaft ausgezeichnete Bücher erschien und man suchte aus den Werken baltischer Forscher zu erkennen, wie die bisherigen Abwandlungen baltischen Lebens und wie fest und tief die geistigen Bande gewesen waren, die Mutterland und baltisches Kolonialland verknüpft hatten. Es war Blut vom eigenen Blut, Fleisch vom eigenen Fleisch, es war deutsche Art in



Riga:

Der Pulverturm

Tugend und Seble, die hier auf vielumkämpftem Außenposten echt und zäh sich behauptet hatte. Nun erst erkannte der Deutsche im Reich, wie wesensähnlich die baltischen Brüder waren, wie in ihrer über 700 Jahre alten Geschichte sich alle Momente der Entwicklung des Reiches wiederfinden. Ein Mikrokosmos mittelalterlichen deutschen Makrokosmos⁷ trat ihm entgegen in den geistlichen Territorien und dem Deutschen Orden, in Lehnwesen und Hansa, in Landtagen und ständischem Zwist. Der universale Gegensatz zwischen Kaiser und Papsttum fand auch hier, im Marienlande, den Boden zu verhängnisvoller

Ausprägung, Reichskammergericht und

Seme, kurz alle Prägungen damaliger Ordnung im Reich, begegnen uns auch hier. Livländer studierten an allen Hochschulen des Westens, in Bologna, der Sorbonne und Prag, in Leipzig und den später emporblühenden deutschen Universitäten, der Humanismus hatte am livländischen Gestade seine Jünger und als die Reformation Luthers das deutsche Gemüt in seiner Tiefe packte, standen Riga und die anderen Städte Alt-Livlands in der Reihe der frühesten Bekenner. Luther selbst

hat mit den „Christen zu Rigue, Kevell und Darpte“ in herzlicher Beziehung gestanden und Gott gepriesen, daß er im fernen Livland Christus so treue Jünger erweckt habe. „Sie mirabilis ist Christus!“, schreibt er an Spalatin. Die Reformation hat freilich politisch auflösend gewirkt. In einem Lande von so ausgesprochen mittelalterlich katholischer Form mußte das sein. Den Weg zum weltlichen Fürstentum aber, den der letzte

Hochmeister Albrecht von Brandenburg in Preußen zum Heil der Zukunft ging, hatte der große Meister in Livland, Walter von Plettenberg, der noch einmal durch seine Russensiege Livlands Grenzen auf 50 Jahre sicherte, nicht zu gehen Willen und Wunsch. So vollendete sich Alt-Livlands Geschick, als die zersplitterten Staaten des weiten Rußland durch Moskau geeinigt wurden und Moskau den Weg zur Ostsee suchte, nachdem die litauisch-polnische Union auch den Druck von diesen slawischen Staaten bis zur Un-erträglichkeit gesteigert hatte. Damals, unter

Invan dem Furchtbaren, hat Rußland sein Ziel noch nicht erreicht. Das unter Gustav Wasa geeinte



Riga:

Blick auf die Petrikerche

Schweden im Norden, das polnisch-litauische Reich im Süden versperren ihm auf fast zwei Jahrhunderte noch den Weg. Erst der Nordische Krieg und die Teilungen Polens brachten Rußland unter Peter dem Großen und Katharina II. in den dauernden Besitz von Liv-, Est- und Kurland.

Diese russische Herrschaft ist — von 1710 bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — eine Zeit ruhiger Entwicklung und unangetasteten



Riga:

Die große Jungfernstraße

Fortbestehens der bei der Unterwerfung unter das russische Zeppter feierlich gewährleisteten Fundamentalrechte, deutsche Sprache in Kirche, Schule und Verwaltung, baltische Selbstverwaltung und baltisches Recht, gewesen. Zugleich eine Ära des Friedens und des Schutzes von äußeren Feinden, die nicht mehr den Boden des Landes zum Schauplatz ihrer Kämpfe um das *dominium maris baltici* (die Ostseeherrschaft) machen konnten. Von wohlwollenden Zaren geschützt, entwickelte sich das Land in stetem Aufblühen. Die ständische Verfassung war zwar konservativ, aber das schloß ein verständnisvolles Eingehen auf die For-

derungen der Zeit nicht aus. Zu eng waren dazu die geistigen Wechselwirkungen mit Deutschland, zu stark die belebenden Kräfte der jungen, von Kaiser Alexander I. 1802 gegründeten Universität Dorpat. Daß insbesondere die baltischen Ritterschaften ihrer hohen Aufgaben gegenüber der un-deutschen Bauernschaft stets eingedenk gewesen sind, beweist die baltische Agrarreform, die, zur selben Zeit wie die Stein-Hardenberg'schen Bestrebungen in Preußen beginnend, in vorbildlicher Weise den Stand auf gesicherter Grundlage lebender freier Bauernhofbesitzer schuf. Eine feine Geistigkeit herrschte im Lande, das gleichsam eine kleine Welt für sich bildete: mit dem Osten hatte sie innerlich nichts gemein, obwohl das Land

sich seiner Mission des Kulturbringers dorthin stets bewußt war. In ehrlicher Loyalität hielt man dem Kaiser die Treue, es war ein Zug gegenseitigen Vertrauens, der das Verhältnis durchzog. Politisch wollte man von Deutschland nichts wissen, so selbstverständlich man in deutscher Kultur wurzelte. Was hätte auch der Deutsche Bund für eine Anziehungskraft haben können! Aber auch als Bismarck Preußen auf den Weg zur deutschen Vormacht führte, als Königgrätz und Sedan geschlagen, und in Versailles die deutsche Kaiserkrone geschmiedet wurde, war die stolze Liebe zum neuen Reich lediglich eine gefühlsmäßige, nie eine politische, wie die russischen Chauvinisten argwöhnten. Selbst wenn

die Balten eine andere innere Einstellung gehabt hätten — was zuerst der Fall war — es wäre eine unglückliche Liebe gewesen, denn die harte Staatsraison Bismarcks hätte nie um baltischer Kulturinteressen wegen die Freundschaft zu Rußland in Frage stellen lassen. Dieses baltische Idyll wurde seit dem 1881 erfolgten gewaltsamen Tode Kaiser Alexanders II. jäh vernichtet, nachdem schon vorher schwere Breschen in die Verfassung geschlagen worden waren. Die nationalistisch-panslawistische Welle, die durch



Riga:

Schwarzhaupterkhaus



Das neue Riga

Alexanderstraße

das große Reich ging, zugleich demokratisch, umspülte das baltisch-deutsche Land und bald ging die Flut immer höher und höher. Ein Stück nach dem andern wurde in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vernichtet, die Selbstverwaltung, die Schule, die Universität, das Gericht. Und während man so von oben mit erbarmungslosem Druck das geistige Leben vernichtete und in gedankenloser Schablone gleichmachen wollte, was in tiefstem Grunde ungleich war, stachelte man, nach dem alten Römersatz „Divide et impera!“ (Teile und herrsche!) die Instinkte des lettischen und estnischen Volkes gegen den deutschen „Herrn“ auf. Im Herbst 1905 entlud sich der Zündstoff in den baltischen Provinzen in schweren revolutionären Zuckungen. Erst in zwölfter Stunde gelang es, den drohenden Untergang zu beschwören. Es war eine Folge der von den Balten auch im Revolutionsjahr bewiesenen Treue zu Kaiser und Reich, daß ihnen die deutsche Schule als Privatschule, wenn auch unter recht drückenden Bedingungen, wiedergegeben wurde. Und da man sie von den für das ganze Reich neugegebenen Rechten der freien Presse und der Vereinsbildung nicht ausschließen konnte, so gelang es ihnen, gestützt auf die traditionelle Selbstverwaltung unter fast beispielloser Opferwilligkeit durch die neugebildeten „Deutschen Vereine“ das deutsche

Schulwesen in vorbildlicher Weise aus dem Nichts wiederzuschaffen. Der Weltkrieg vernichtete diese frischen Blüten. Mit Kriegsausbruch fielen sie dem Haß der Regierung zum Opfer. Die Wiederherstellung des deutschen Schulwesens während der deutschen Okkupation aber war nur vorübergehend. Die Novembertage begruben auch hier das mit Fleiß und Liebe Gepflegte. Es hat dann geraumer Zeit bedurft, bis auf dem Boden der neuentstandenen Republiken Lettland und Estland das deutsche Leben, insonderheit auf dem Gebiet der Schule, sich wieder hat entwickeln können. Auch das Vereinswesen und die Presse haben eine, freilich im Vergleich zu früher, sehr bescheidene Aufwärtsbewegung begonnen. Die Verhältnisse haben sich gegen früher sehr viel schwieriger gestellt, die große Abwanderung nach Deutschland hat dem Baltentum viele wertvolle Kräfte entzogen, die Zerschlagung des Großgrundbesitzes ihm seine wirtschaftliche Stärke genommen und die Lebensbedingungen sind für die in der alten Heimat Gebliebenen nicht eben leichte. Aber sie verzagen nicht. Sie vertrauen auf die sittlichen Werte, die sie in ewigem Ringen um die Heimat erwiesen haben und bekennen sich zur Parole: „Feststehen und Ausharren!“



Die Schilderung des Volkstums in seinen sittlichen Bezügen, wie sie die deutsche Sage bietet, rankt sich an einem Gedanken empor, dem Gedanken der Treue. Er ist die Klammer, welche alle Gestalten und Ereignisse der Sage zusammenhält. Treue und Untreue sind ihr großer Gegenstand. Die handelnden Menschen, welche in ihr auftreten, sind in treue und ungetreue geschieden, und die Handlung selbst, deren Darstellung die Sage gibt, hat die Treue oder Untreue zu ihrem Inhalt.

Professor Dr. M. Wundt, Die Treue als Kern deutscher Weltanschauung.



Dorpat:

Die Universität

Von deutschbaltischer Kulturarbeit

Von Siegfried Bergengruen

Sieben Jahre sind vergangen, seit der letzte deutsche Soldat baltischen Boden räumte und dadurch die dort ansässigen Deutschen der Gewißheit überließ, daß all' ihre Träume vernichtet seien! Sieben Jahre! Es ist interessant, festzustellen, was in dieser Zeit aus der so sehr schwer geprüften deutschbaltischen Bevölkerung und ihrer Kultur geworden ist. Ob sie dem Untergang ausgesetzt ist oder auf eine bessere Zukunft hoffen darf. Ob sie sich behauptet. — Und es wird jeden nationaldenkenden Deutschen im Reich, der für seine außerhalb der Grenzen weilenden Brüder ein Herz hat, mit stolzer Genugtuung erfüllen, zu erfahren, daß die Deutschbalten ihrer siebenhundertjährigen Kultur und Sendung im Osten bewußt, den Kampf, nachdem die erste Verzweiflung und Enttäuschung überwunden waren, mutig und zäh wieder aufgenommen haben. Wie schwer dieses wurde, erhellet schon der eine Umstand, daß die Deutschbalten durch die von der lettischen und von der estnischen Regierung durchgeführte entschädigungslose Enteignung der Landgüter fast jeglicher materieller Hilfsmittel beraubt wurden. Gerade dieser Landfond war früher ein Hauptstützpunkt des baltischen Deutschtums gewesen und hat oft vor dem Schlimmsten bewahrt. — Aber auch damit hat man sich wenigstens äußerlich abgefunden. Einer Bevölkerung, die einmal das Joch des Bolschewismus in seiner ganzen Härte auskosten mußte und davon befreit wurde, ist kein Opfer zu hoch. Sammlungen wurden in die Wege geleitet. Amerika und vor allem Deutschland halfen. Jeder Deutschbalte brachte sein letztes Scherflein — vom kleinen Handwerker bis zum Großgrundbesitzer, vom Kolonisten bis zum alleingeeffenen Patrizier. Und siehe, es kamen Summen zusammen, auf die zu hoffen man nie gewagt hatte. Vor allem ging man an die Gründung eines deutschen Schulvereins, der sich Deutschbaltischer



Mitau:

Marktplatz

Elternverband nennt. Erfreulicherweise stellte die lettische Regierung diesen deutschen Schulplänen keine übermäßigen Hindernisse in den Weg. Sie benahm sich besser als die Regierungen der Tschechei, Südslawiens und Rumäniens. Heute verfügt jede kleine Stadt Lettlands und Lätlands über eine deutsche Grundschule und die großen Städte sogar über Mittelschulen. Riga hat eine Anstalt, die sich Herderinstitut nennt, ins Leben gerufen, die augenblicklich über 170 Studierende besuchen und in der in deutscher Sprache Hochschulvorträge gehalten werden. Es sind Schritte unternommen worden, um dieser Anstalt sogar Hochschulrechte zu verleihen. Sie verfügt über vier Fakultäten (juristisch-national-ökonomische, philologisch-philosophische, mathematische, theologische) mit etwa 40 Dozenten. Außerdem werden in dem Herderinstitut auch sogenannte Ferienhochschulkurse veranstaltet, die von namhaften Professoren Deutschlands abgehalten werden. Die Zahl der übrigen deutschen Lehranstalten lediglich in Lettland beträgt 102, und zwar 65 Grundschulen, 11 Mittelschulen, 16 Kindergärten und 10 andere Lehranstalten mit rund 12 000 Schülern. Nimmt man die Zahl aller Lehranstalten des ganzen Baltikums, d. h. auch noch Estlands hinzu, so vergrößert sich natürlich die Gesamtziffer um ein beträchtliches. — Einer der schwersten Schläge war es zweifellos, daß auch das völlig mit deutschen Mitteln erbaute Rigasche Stadttheater zu lettischen Gunsten enteignet wurde. Lange ließ sich dieser Verlust nicht verschmerzen. Seit dem vorigen Jahr aber ist es — wiederum mit opferfreudiger Beteiligung der ganzen deutschen Bevölkerung — gelungen, die alte deutsche Turnhalle umzubauen und daraus ein kleines Theater zu gestalten. Deutsche dramatische Kunst und deutsche Künstler hielten wieder Einzug in Riga! Einen nicht geringen Anteil am Wiederaufbau bestreitet die deutschbaltische Presse, die über eine stattliche Anzahl von großen und kleinen Zeitungen verfügt. Die maßgebenden Organe sind die „Rigasche Rundschau“, der „Revaler Bote“ und die „Woche im Bild“, letzteres die einzige größere Zeitschrift, die deutschbaltischer Belletristik und Malkunst (Reproduktionen) Raum gibt. So kämpfen unsere baltischen Brüder einen nachahmenswerten Kampf auf einem scheinbar verlorenen Posten und man kann ihnen nur von Herzen wünschen, daß ihre aufopfernde, treudeutsche Arbeit den Lohn findet, den sie verdient.



Reval

Vom Inseldeutschtum in Estland

Deutschtumsarbeit in Arensburg auf Ösel

Von Wilhelm Schüge



Im Novellenband „Zwölf Bismarcks“ legt der Dichter Walter Fler dem jungen Christoph Friedrich Bismarck die Worte in den Mund: „Aber erst, seit Ihr mir die Asche der Vergangenheit aufgedeckt habt, weiß ich, wofür und wovon wir leben!“ Dieses Wort paßt besonders auf die einsamen Inselverhältnisse der Ösfee und das dort schwer um seine Existenz ringende Inseldeutschtum. Das „es war“ mit dem „es ist“ lebensvoll zu verbinden, kann nicht durch Kompromisse geschehen. Dazu gehört mehr! Es heißt das Leben in den alten Boden neu verwurzeln. Dazu gehört vor allen Dingen emsigster Fleiß und unermüdlige Arbeit, dazu gehört eine Vorpostennatur, die auf dem einsamsten Posten aushält, auch dann aushält, wenn die Ablösung gefallen ist. Und hier unter dem Inseldeutschtum hat der große Krieg und die folgenden Revolutionen eine nur zu reichliche blutige Ernte gehalten. Die Asche ist noch warm vom letzten Weltbrande, die Tränen sind noch nicht getrocknet, die hier geweint worden sind. Und doch, die Inseldeutschen leben! Die Jugend lebt! Ablösung ist da!

Werfen wir einen Blick in die Hauptstadt des Inseldeutschtums, nach Arensburg, und vergegenwärtigen wir uns die Vergangenheit und die Gegenwart. Das Wahrzeichen Arensburgs, der Stadt des Aren, mit ihren nur 4000 Einwohnern ist das alte Bischofschloß. Aus grauem Fließgestein gebaut, steht dieses Schloß eckig und massiv direkt am steinigten Strande des Meeres als Monument der Geschichte Öfels.

Auf die seeräuberische Zeit der grauen Vorzeit voll heidnischer Sitten und Gebräuche folgte die Zeit, wo das Christentum gleichzeitig mit dem deutschen Schwert

und deutschen Kaufmann ins Land zog. Im Jahre 1343 veranstalteten die Esten allem Deutschen eine Art

Sizilianischer Vesper: alle Deutschen mit ihren Angehörigen, alle Priester und Gutsbesitzer wurden hingerichtet, alle Kirchen, Klöster und sonstige Gebäude eingeäschert. Nach dem Untergange eines selbstständigen Livland kam Öfel 1560 an die Dänen, 1645 an die Schweden, 1721 an Rußland, 1917 an die deutsche Verwaltung

der militärischen Okkupation, 1919 an die Republik Estland. Während der siebenjährigen Regierung der Republik Estland hat eine in der europäischen Geschichte „beispiellose Agrarreform“

den deutschen liegen, bezeichnet der wenig bekannte und wenig beobachtete Umstand, daß die kleine Stadt Arensburg prozentual gerechnet die stärkste deutsche Einwohnerzahl unter allen Städten der früheren russischen Ostseeprovinzen aufweist, auch im Vergleich mit Riga und Reval.

Andererseits ist durch die Abgeschlossenheit der insularen Lage der Kampf um die wirtschaftliche Existenz hier ein besonders schwerer, wenngleich die Lebensbedingungen durch die Einfachheit der Ansprüche billiger sind als auf dem Festlande. Schon allein der Umstand, daß die Abgeschlossenheit der insularen Lage



Kreuzgang zum Rempfer im Schloß

Großgrundbesitz vernichtet. Um sich eine Vorstellung von der Art einer solchen „Reform“ zu machen, erübrigt es, auf die Tatsache hinzuweisen, daß von den insgesamt 164 Gütern auf Öfel die 146 deutsch-besiglichen entschädigungslos enteignet worden sind. Nicht nur Millionenwerte deutschen Kapitals sind dadurch vernichtet worden, sondern deutscher Kulturbesitz! Es ist Tatsache, daß in den Gutshäusern mit ihren oft reichsten Kunstschätzen und Sammlungen heute sich oft Viehställe befinden.

Der deutsche Gedanke an der Ostsee hat aber im Laufe seiner noch so leidvollen Geschichte nicht restlos vernichtet werden können. Wie die Dinge auf Öfel



Das enteignete Bischofschloß von der Seeseite

naturgemäß ein sehr geringes Stellenangebot zur Folge hat, bedingt es, daß sich immer wieder das Augenmerk der Insulaner auf auswärtige Verdienstmöglichkeiten richtet, und auf die Hebung der eigenen Wirtschaft bedacht ist.

Nach der Vernichtung des gesamten deutschen Großgrundbesitzes mit seiner ausgedehnten Vieh- und Milchwirtschaft und nach der Nationalisierung und Verstaatlichung des Waldbestandes der enteigneten Güter ist dem Deutschland ein wirtschaftlicher Wiederaufbau sehr erschwert. Dennoch hält das Inseldeutschtum an seinen Aufgaben an der Ostsee fest!

Im Kampfe um die kulturelle und wirtschaftliche Herrschaft in dem Ostseegebiet sind außer den geographischen Verhältnissen auch stets die politischen und nationalen ausschlaggebend gewesen. Durch die verhältnismäßig geringe Größe der Ostsee und die große Anzahl der am Handel auf derselben beteiligten Staaten hat sich der Kampf weniger um den Besitz großer Landgebiete abgespielt, als vielmehr um den Besitz besserer Häfen und Stapelplätze und gesicherter Zufuhrstraßen. In dieser Hinsicht haben die Inseln der Ostsee, vornehmlich Gotland, die Ålandsinseln, Ösel mit den Inseln Moon und Dagoe oft im Mittelpunkt des Kampfes um die Vorherrschaft auf der Ostsee gestanden. Um sich dieses zu vergegenwärtigen, genügt ein Blick auf die Geschichte der Ostseeinseln. Hierdurch ist aber auch für das Deutschtum der Gegenwart der Arbeitsweg vorgezeichnet. „Erst seit Ihr mir die Äsche der Vergangenheit aufgedeckt habt, weiß ich, wovon und wofür wir leben!“ Dieses Wort bezieht sich auch ganz besonders auf diese Aufgaben des Deutschtums der Ostseeinseln in der Gegenwart.

Wenden wir uns jetzt diesem Abschnitte zu.

Nächst den wirtschaftlichen Aufgaben stehen die kulturellen heute an erster Stelle. Die Erfüllung dieser liegt der heranwachsenden Jugend ob. Daher ist, wie auch in Deutschland, das Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Jugend gerichtet. Schule und Schulmeister sind die Zellen, aus denen das neue Leben heranwächst. An dieser Stelle verspüren wir auch am stärksten das



Reval:

Die kleine Strandpforte mit der Olafskirche

pulsierende Leben in Arensburg. Die Opferfreudigkeit und das Lebensbewußtsein arbeiten hier Hand in Hand. Dieses verzehnfacht die Kräfte, gilt es doch auch, die vielen Toten zu erregen. Einige kurze Beispiele mögen dieses illustrieren. Der Direktor des Gymnasiums — als ein echt öfselfches Kind, zäh und Kampfesfreudig — zimmert ebenso Kulissen für die Schulaufführungen, als er Religionsstunden erteilt, schleppt mit seinen Lehrern und Zöglingen Möbel und Geschir zu den Aufführungen der „Schulhilfe“ herbei, wie er den Horaz erklärt, steht um 2 Uhr nachts auf, um in der Kleinen deutschen Genossenschaftsbäckerei für den erkrankten Bäckerlehrling den Teig zu kneten, wie er am Morgen darauf von der Kanzel der deutschen Kirche predigt.

Fast die gesamte Deutschtumsarbeit in Arensburg liegt auf den Schultern der Lehrerschaft und der wenigen deutschen Ärzte. Im Vorstand der deutschen „Liedertafel“, des Nachtklubs, des Jagdvereins, als auch selbstverständlich in der deutschen „Schulhilfe“, dem deutschen Lehrerverein, Genossenschaft und Sparkasse — überall finden wir die Vertreter der Lehrerschaft.

Die Arbeit ist im letzten Jahre noch dadurch vergrößert worden, daß durch die Einführung der deutschen Kulturautonomie in Estland auch diese Arbeit zum größten Teil auf den Schultern der Lehrerschaft ruht.

Unendlich viele Hindernisse und Hemmungen stellen sich aber jeder Arbeit entgegen. Die Hilfsmittel sind oft nur primitiv oder sie fehlen ganz und müssen durch mühsame Handarbeit ersetzt werden. Zum Beispiel fehlten bis vor drei Monaten der Deutschtumsarbeit Schreibmaschinen. Die gesamten Schreibarbeiten der Schule und der Redaktion der einzigen deutschen Inselzeitung, des „Arensburger Wochenblattes“, mußten handschriftlich geleistet werden. In der Schule fehlt es an allen Ecken und Enden an Lehrmitteln. Ja, man kann fragen, was fehlt der Schule nicht? Die einst reichhaltige Schulbibliothek ist während des Krieges von der russischen Soldateska verbrannt worden. Die Skulptur- und Bänke beschädigt, fast alle Fensterscheiben zerschlagen, die Öfen zerplatzt, die Wände mit herabgerissener Stuckatur, in jeder Spalte Ungeziefer — das war das Erbe, welches die Schule antrat, als 1918, während der deutschen Okkupation, die Schule wieder ins Leben gerufen wurde, nach vierjähriger Verfolgung durch russische Willkür im Weltkriege. Behält man ferner im Auge, daß die deutsche Gesamtbevölkerung auf der Insel und in der Stadt Arensburg auf zwei Drittel ihres Vorkriegsbestandes herabgemindert worden ist, so ist man erst in der Lage, sich eine Vorstellung zu machen, mit welchen Schwierigkeiten jegliche Deutschtumsarbeit zu kämpfen hat. Wohl wächst in der Schule ein neues Geschlecht heran voll Arbeitsfreudigkeit und Kampfesmut, die Arbeitsstätte aber zeigt noch heute ein Bild der Kriegszerstörung. Der Geist eines Walter Flex hat hier seinen Einzug gehalten und der schuf auch zwischen Rauch und Trümmern des großen Krieges neues Leben, uns zum Beispiel. Obwohl die lehmige, graue Erde Oßels heute seine letzte Ruhestätte deckt, ist sein Heldennblut doch nicht umsonst vergossen worden. Das Arensburger deutsche Gymnasium soll ein lebendiges Denkmal für diesen Heldendichter sein. Ebenso wie das Gymnasium schwer um seine Existenz ringt, hat jeder einzelne Deutsche hart um sein täglich Brot zu kämpfen. Wenn z. B. deutsche Kinder das Gymnasium deswegen versäumen müssen, weil sie keine Stiefel oder Hosen anzuziehen haben, so ist das nur ein alltägliches Zeichen des allgemeinen Armut. Bei dem Mangel an Verdienstmöglichkeiten in der Kleinen Stadt, in welche sich die vielen vom Lande vertriebenen Deutschen zurückgezogen haben, sind Beispiele dafür, daß deutsche ehemalige Rittergutsbesitzer heute in Bäckereien Brot verkaufen, in Cafés bedienen, im Sommer das Vieh weiden, nicht selten. Es ist daher verständlich, daß auch die Lehrer ein Gehalt weit unter dem Existenzminimum beziehen. So besitzt einer der besten Pädagogen des Gymnasiums, Vater von sechs Kindern, nur ein Hemd, und sein Sohn hat kein einziges Paar Unterhosen (dieses — ein Oberterrtianer!). Es kann sich auch niemand von den

Lehrern Zeitschriften halten oder Bücher kaufen. Bei allem aufopferndem Willen und bei aller Tatkraft bedeuten diese Zustände natürlicherweise eine große Gefahr, da mit ihnen zu leicht apathisches Verzicht auf kulturelles Darben folgen kann. Den verschiedenen deutschen Organisationen steht die deutsche Inselzeitung beim Verkämpfen deutscher Art und deutschen Wesens helfend zur Seite. Auch hier — schwerer Kampf! In einer heute estnischen Druckerei, die bis 1918 deutscher Besitz war, muß sich heute die deutsche Redaktion mit einem Winkel, als geduldeter Gast, begnügen. Der Redakteur, zugleich Lehrer, ist auch Redaktionsbuchhalter, Korrektor, Kassierer, Laufbursche — all das für 15 Goldmark monatlich!

Ein ähnliches Bild des Darbens bietet das Leben der Kleinkaufleute und des Handwerkerstandes. Gleichzeitig mit der Enteignung des deutschen Grundbesitzes auf dem Lande wurde außer dem Vermögen der Ritterschaften auch das der Kaufmannsgilden und der Zünfte enteignet. Auch hier heißt es einen neuen Anfang mit der Arbeit machen. Und neue Möglichkeiten zur Arbeit gibt es für denjenigen, der arbeiten will und kann, Gott sei Dank, doch immer wieder! Auch der junge estnische Staat kann auf die erprobte Tüchtigkeit deutscher Arbeiter auf die Dauer nicht verzichten. Immer mehr breicht sich die Erkenntnis Bahn, daß die bisherigen Träger und Schöpfer eines kulturellen Fortschrittes in dem baltischen Ostseegebiete zur Mitarbeit für das Staatswohl herangezogen werden müssen. Hier erwächst dem Deutschtum der Gegenwart eine neue Aufgabe durch den Kampf um die eigene Existenz gleichzeitig Vorkämpfer für deutsches Wesen und deutsche Art im Osten zu sein. Besonders auf wirtschaftlichem Gebiete und dem Ausbau des Handels harret viel Neuland der Bearbeitung. Die Asche der Vergangenheit ist aber für die heranwachsende Generation kein Hindernis auf dem Wege zu neuem Leben. Diese Vergangenheit lehrt uns heute den tiefsten Sinn dafür finden, wofür und wovon wir leben! Wir wollen bleiben, was wir waren und wollen zeigen, was wir sind — Deutsche!

(Die beiden Aufnahmen sind von Photogr. Suhgan in Arensburg.)

*

Die kulturelle Selbstverwaltung der Deutschen in Estland

Von Dr. Sasselblatt, Abgeordneter in der estländischen Volksvertretung

Wir geben hier nach dem auf der Nationalitätenversammlung in Genf mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrage des Schöpfers des Kulturautonomiegesetzes die wichtigsten Grundgedanken dieses bedeutsamen Gesetzeswerkes wieder.



On den drei rechtlichen Lösungsmethoden des europäischen staatlichen Nationalitätenproblems, die sich stets ergänzen, ich möchte sogar sagen, ausbalancieren müssen, zwar einmal den Minderheitenschutzbestimmungen, d. h. die überstaatliche Garantie, ferner den zwischenstaatlichen Verträgen und endlich der innerstaatlichen Gesetzgebung, hat der letztgenannte Weg der Staatsgesetzgebung den vorjährig ersten Nationalitätenkongreß am meisten beschäftigt. Und mit Recht. Es kann wohl allen vertretenen Gruppen nur zu sehr daran gelegen sein, die heute dringlich notwendigen internationalen politischen Schutzbestimmungen als unnötig empfinden zu dürfen, und Träger eines

national-kulturellen Eigenrechtes zu sein, anstatt sich als unbefriedigte Gruppen im europäischen Raum mit anderen machtpolitisch anscheinend stärkeren Faktoren hart zu stoßen, um dann — zumeist unterlegen — mit bescheiden gezogenem Gute eine vielleicht ehemals stolze und freie Stirn zu entblößen, welche jetzt den Stempel trägt, als Minderheit schutzbedürftig zu sein. Mir will es jedoch scheinen, daß — soweit unsere Augen die Dinge zu überblicken vermögen — die Lage der nationalen Gruppen, welche unter einer Mehrheitsdiktatur stehen, falls letztere sich nicht durch Vergewaltigung kennzeichnet, doch im wesentlichen als Krankenhausatmosphäre, als Armeleuteluft — die zugestanden wird —, bestenfalls karitative Almosenwirtschaft zu charakterisieren ist.

Es kann aber auch ohne jeden Zweifel im selben Maße den Staatsregierungen und Parlamenten nur dringend — und je bewußter sie in ihrem staatlichen Souveränitätsempfinden stehen — desto mehr daran gelegen sein, sich an dem Willen ihrer eigenen staatlichen Gesetze zu binden, anstatt mit dem Willen und der Kritik des oder der souveränen Vertragspartner und darüber hinaus des europäischen öffentlichen Gewissens rechnen zu müssen.

Noch fehlt vielen Staatsregierungen und Parlamenten der Glaube an die Notwendigkeit einer ethisch-rechtlichen Lösung des Problems und an eine allseitig zufriedenstellende Lösungsmöglichkeit. Unser Glaube ist stark und ehrlich und ist eindeutig, so wie unsere Not es ist. Er ist aber auch verpflichtend, wie es unsere Hingabe an zeitlose Werte ist und notwendig, wie das ruhige Augenmaß für die Realitäten unserer kulturellen Lebensnotwendigkeiten.

Den Zweck einer Berichterstattung über die Verwaltungsvorgänge einer staatsrechtlichen Kultur-Selbstverwaltung in den kleinen und schweren Verhältnissen meines Heimatstaates darf ich wohl so auffassen, daß der Bericht ein Glied in der Beweiskette erbringen soll, daß der im vorigen Jahr vom Kongress eingeschlagene Weg nicht nur ein richtiger, sondern auch ein gangbarer ist. Ich glaube, Ihrem Wunsche entsprechen zu können, wenn auch nur auf einem engen, aber grundlegend wichtigen Abschnitt des gesamten Rechtsgebiets.

Bei der gesetzgeberischen Einlösung der verfassungsmäßigen Zusage von autonomen Kultur- und Wohlfahrtsinstitutionen der nationalen Minoritäten wurden Staatsregierung und Parlament, insbesondere aber die politischen Vertreter der in der Verfassung als nationale Minoritäten bezeichneten Gruppen: der Deutschen, Russen und Schweden vor die verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, beim Transponieren des zwischenstaatlichen Rechtes der Minderheiten, Schutzverträge auf das Gebiet des Staatsrechtes die rechtsschöpferischen Ansätze für eine Wandlung des sogenannten Minderheitenrechtes in ein nationales Eigenrecht, ein Nationalitätenrecht zu finden.

Ich darf hier den ehrlichen und zum Durchbruch gelangten guten Willen der beteiligten Arbeitskräfte aus den verschiedensten Lagern feststellen und möchte aus dem fünfjährigen gesetzgeberischen Entwicklungsgang nur zwei entscheidende Wendepunkte hervorheben.

Unser erster Initiativantrag sah eine Autonomie sui generis vor, welche ohne Anlehnung an bei uns oder sonstwo bestehende staatsorganische Formen mehr der Struktur eines Vereins gleichkam, welcher seine Zuständigkeit auf alle von ihm als nationale Belange erkannte Gebiete auszudehnen berechtigt sein sollte, öffentlich rechtlichen Charakter besitzen und unter einer gewissen staatlichen, durch das Administrativ-Gericht zu vollstreckenden Aufsicht stehen sollte. Das Verhältnis dieser Autonomie zu anderen Institutionen des Staates und der Kommunen, ihre öffentliche Rechtslage und ihre Entwicklungstendenzen entbehrten, besonders für das Lager des Mißtrauens und der Opposition, der genügenden Klarheit. Erst als man sich im Parlamentarischen Ausschuß dahin einigte, daß die Autonomie in ihrem Ausbau die Struktur eines bereits erprobten und bestehenden Rechtsinstitutes, nämlich der Selbstverwaltung, erhalten müsse, ging die Arbeit vorwärts und es fanden sich unschwer die Wege zum Ausbau

und zur Abgrenzung des Arbeitsgebietes und der rechtlichen Einbettung der neuen Selbstverwaltung in den ganzen staatlichen Apparat.

Der zweite Wendepunkt, welcher mir bedeutsam erscheint, war die Einigung zwischen den Minoritäten und den oppositionell eingestellten Kreisen des Mehrheitsvolkes über die Ausrufung des Prinzipes der Trennung von Kultur und Politik. Kann man das trennen? Jede Form von nationalem Gemeinschaftsleben hängt von einem Freiheitsbereich, einem staatsfreien Raum ab, dessen Gewährleistung sicherlich eine politische Angelegenheit ist. Trotzdem läßt sich das Prinzip sehr wohl vertreten und weitgehend berücksichtigen, nicht nur als ernstlich gewollte und verbindliche Zusage beider Parteien, sondern auch durch konkrete Vorschriften. Im estländischen Gesetz sind es namentlich zwei. Die positiv genannten und damit gegen andere Gebiete abgegrenzten Kompetenzen der Selbstverwaltung, deren Überschreitung zunächst die Sistierung und dann die Aufhebung etwaiger Beschlüsse durch das Administrativgericht zur Folge haben würde, und zweitens das Recht der Staatsregierung, die Vertretungskörperschaft, den Kulturrat, unter Ausschreibung neuer Wahlen aufzulösen.

Aber da sich darüber hinaus sagen läßt, daß keine Volksminorität, offen oder geheim, ohne eine zentralistische, einem Kuppelbau zu vergleichende Organisation imstande ist, ihre kulturellen Aufgaben zu regeln, so ist der Staat daran interessiert, daß diese Organisation sich nicht im Gegensatz zu staatlichen Interessen betätigt: keine zufällige, einseitige Grundlage und Anhängerschaft aufweist, nicht kulturelle Angelegenheiten mit anderen, beispielsweise gerade politischen, verquidet und abseitlich von dem Staatsorganismus stehend, einen Staat im Staate darstellt. Es ist klar, daß bei Vereinen zufälliger Anhängerschaft und radikaler Leitung, erst recht natürlich bei Geheimbünden, eine viel durchgreifendere Politisierung des kulturellen Nationalismus eintreten muß, als bei einer staatsorganisch und behördlich ausgebauten Kulturselbstverwaltung für die Gesamtheit der Minorität. Allein die Bewilligung der öffentlich-rechtlichen Selbstverwaltung ist das rechte Mittel, solche Gefahren zu beseitigen: Die kulturelle Verwaltung erhält behördlichen, staatsorganischen Charakter, hat ihre fest umrissenen Kompetenzen, ist in geregelter Weise dem übrigen Staatsmechanismus eingegliedert, ist in Grundlage des allgemeinen Wahlrechts ordnungsgemäß gewählt, trägt in anderem Maße Verantwortung wie ein privater Verein und nimmt dem Staate Pflichten ab, welche dieser durch beamtete Personen des Mehrheitsvolkes begreiflicherweise nicht in genügendem Maße zu erfüllen in der Lage ist.

Als Entwicklungsetappen der Verwirklichung sind folgende zu nennen: Die Auslegung und vorläufige Fertigstellung des nationalen Registers, die Wahlen der Vertretungskörperschaft, des Kulturrates, die Konstituierung der neuen Selbstverwaltungskörperschaft, die Wahl der Verwaltung und Gliederung der Organisation, endlich die Inanspruchnahme der durch das Gesetz gewährten Rechte. Abschließend will ich kurz auf vermutete, jedoch nicht eingetretene Gefahrenlagen der neuen Rechtsordnung eingehen.

Die von den Kommunalverwaltungen im Verlaufe eines Monats zusammengestellten Listen der Angehörigen der deutschen nationalen Gruppe erfassten etwa 70 % der durch die letzte Volkszählung festgestellten Deutschen im Lande. Das Deutschtum selbst hat durch einen Organisationsausschuß an Hand von Kirchenbüchern, Vereinslisten, Verzeichnissen von Eltern deutscher Schulkinder und dergleichen mehr, die am einzelnen Ort in den Listen fehlenden Personen festgestellt und zu einer positiven Option aufgefordert, so daß nach Ablauf von weiteren zwei Monaten (dieses ist die gesetzliche Frist) über 97% des Deutschtums in den Wählerlisten (auch als Urkataster bezeichnet) aufgenommen war. Dieses vollzog sich reibungslos ohne erwähnenswerte Propaganda und ohne jede mißliebige Beeinflussung seitens der Behörden. Durch zwei Umstände

erkläre ich dieses überaus befriedigende Resultat, einmal durch die negative Option, welche nicht nur die Personen deutschen Sonderbewußtseins, sondern auch diejenigen lediglich deutscher Sonderart erfaßte, indem sie ihnen den Bekenntnisgang in die Behörde ersparte. Auch kam dadurch die Notwendigkeit einer Agitation — eine solche liegt naturgemäß meist in radikalen Händen — in Fortfall. Der zweite Umstand war die Auswirkung des Prinzips der Trennung von Kultur und Politik. Ohne diesen Grundsatz hätte so mancher unliebsame Politik und damit verbundene Unbequemlichkeiten in der neuen Selbstverwaltung vermutet und sich ferngehalten. Dasselbe Prinzip kam auch bei den Wahlen des Kulturrates insofern zum Ausdruck, als die konkurrierenden Wahllisten nicht politische Gliederung zeigten, sondern berufsständige Gruppenbildungen anstrebten. Die Wahlen wurden im übrigen bei etwa 70%iger Wahlbeteiligung dezentralisiert in zehn Wahlbezirken, in Grundlage des individuellsten demokratischen Wahlrechtes, nämlich nach Vorlage des finnländischen Wahlgesetzes, ebenfalls reibungslos durchgeführt. Am 31. Oktober vorigen Jahres fand dann die konstituierende Versammlung des ersten Kulturrates statt und trotzdem eine ganze Reihe von Fragen durch das Gesetz offen gelassen und von Regierungsverordnungen noch nicht ergänzt worden waren, wurde die Konstituierung der deutschen Minorität in Estland als national-kultureller Selbstverwaltung, als Nationalstand des öffentlichen Rechtes einstimmig beschlossen. Erwähnt sei, daß die Vertreter der Regierung, Kultus-, Innen- und Außenminister, jeder die in sein Ressort schlagende Bedeutung der neuen Selbstverwaltung in ihren Glückwünschen treffend hervorzuheben verstanden. Nachdem die Staatsregierung in Grundlage des gefaßten Beschlusses die Tätigkeit der neuen Selbstverwaltung für eröffnet erklärt hatte, schritt der Kulturrat an die Innenorganisation, an die Wahl der Verwaltung, vor allem des Präsidenten, der sowohl im Rat als in der Verwaltung den Vorsitz führt, an die Wahl von vorbereitenden Ausschüssen des Rates und zur Wahl der örtlichen Kulturkuratoren, welche als Exekutivorgane Träger des Prinzips einer gesunden Dezentralisation zur Wahrung der örtlichen kulturellen Interessen darstellen sollen. Es folgte die Übernahme des Nationalregisters, dessen Ergänzung und Fortführung nunmehr in der Hand der Kulturverwaltung liegt. Es sei nochmals erwähnt, daß unser Nationalregister die Form des labilen, elastischen Katasters hat, welcher jederzeit durch Streichungen und Neueintragungen entsprechend geltend gemachten Bedürfnissen geändert werden kann. Es wurde die erste Verordnung über gewisse Meldepflichten der im Nationalregister verzeichneten Personen erlassen. Die Aufsicht und die Organisation zunächst der privaten Anstalten erfolgte bald darauf, während die öffentlichen Schulen auch bis heute noch nicht der Verwaltung der Kulturautonomie unterstellt worden sind, wobei es sich um divergierende Interpretation der finanziellen Verbindlichkeiten des Staates und der Kommunen handelt. Ich bin überzeugt davon, daß wir über diese Schwierigkeiten hinwegkommen werden. Als wichtigste Maßnahme des Kulturrates möchte ich die kürzlich angenommene Steuerverordnung bezeichnen, welche die bisherigen Spendensammlungen ablöst und das kulturelle Eigenleben, soweit es nicht vom Staate zu finanzieren ist, auf eine gesunde normale Basis bringen soll. Die Verordnung sieht eine Grundsteuer für alle Angehörigen der Selbstverwaltung vor und eine Zusatzsteuer für diejenigen Steuerzahler, welche über 5000 estnische Mark staatliche Einkommensteuer gezahlt haben. Beide Steuern sind progressiv und lehnen sich ohne Sonderschätzung seitens der Kulturverwaltung an die Ermittlung der staatlichen Steuerbehörden an. Die Beitreibung der Steuern im Nichtzahlungsfalle geschieht in gleicher Weise wie bei allen übrigen Steuern durch die staatlichen Polizeiorgane. Durch Einführung von Steuermarken ist die Abdeckung der Steuer auch in monatlichen kaum spürbaren Raten zulässig. Im übrigen hat der Kulturrat von seinem wesentlichsten Rechte, durch verbindliche Zwangsverordnungen in die Gestaltung des kulturellen Lebens

autoritativ einzugreifen, noch nicht Gebrauch gemacht. Die Arbeiten auf dem allgemein kulturellen Gebiete außerhalb der Schulpflege stehen im Zeichen des Hinüberleitens dieser Arbeitszweige aus den verschiedenen vereinsrechtlichen Verbänden an die einzelnen Ämter der Kulturverwaltung. Ich möchte nur einige dieser Belange nennen: Das Büchereiwesen, Filmwesen, Vortragsspylen, Sport- und Jugendpflege, Studentenhilfe und dergleichen mehr. In diesen Arbeiten waren zwar die privaten Vereine bisher keineswegs behindert, aber auch hier zeigt sich durch Ausschalten des Nebeneinanderarbeitens der Vorzug weitgehender Vereinheitlichung auch ohne Inanspruchnahme zu Gebote stehender verordnungsmäßiger Zwangsmittel.

Nur noch einige Worte zur Frage der Aufsichtsausübung der Regierung. Vorgesetzte Instanz ist die Regierung lediglich betreffs der Bestätigung des Budgets, damit zugleich der Steuervorlage, der Wahl des Schulrates und im Hinblick auf das Recht, den Kulturrat aufzulösen. In allen übrigen Dingen ist die Regierung lediglich Aufsichtsinstanz und berechtigt, bei Kompetenzüberschreitungen und Verletzung von Gesetzen durch Beschlüsse oder Verordnungen des Kulturrates das Administrativ- oder Verwaltungsgericht anzurufen, welches über Abänderung oder Aufhebung der beklagten Maßnahmen zu entscheiden hat. In diesem Grundsatz sehe ich zwar in bescheidenen Grenzen, aber immerhin den autonomen Charakter der Kulturselbstverwaltung zum Ausdruck gebracht. Das Gesetz, über dessen Verwirklichung ich Ihnen berichten durfte, ist ein Rahmen- oder Mantelgesetz und muß in vieler Hinsicht an der Hand praktischer Erfahrungen noch ausgebaut werden. Wir haben zunächst erst ein rechtliches und organisatorisches Fundament, doch sind wir des festen Glaubens, daß unsere Staatsregierung im selben Maße an einem glücklichen Gelingen des weiteren Ausbaues interessiert sein mußte wie die Minoritäten selber.

Abschließend möchte ich mir erlauben, auf einige vermutete Gefahrenlagen zu sprechen zu kommen, welche sowohl in der Literatur als auch im politischen Arbeiten um das Problem zum Ausdruck gebracht worden sind. Der erste zumeist genannte Einwand gegen das Werk, an dessen Errichtung wir geschritten sind, ist der, daß dieses zuungunsten der Minorität eine Isolierung und zuungunsten des Staates einen Staat im Staate darstellen werde. Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß diese Gefahr nicht besteht. Als Beweis dafür möchte ich zunächst die Tatsache erwähnen, daß von keiner Seite und in keinem Falle nach erfolgter Verwirklichung der Kulturselbstverwaltung dieser Gedanke geäußert worden ist. Eine Isolierung ist dadurch vermieden worden, daß die Kulturselbstverwaltung, wie ich schon vorhin erwähnte, in ihrer Struktur und in ihrem Zusammenarbeiten mit anderen Institutionen dem Staatsapparate in gleicher Weise und auch mit gleichen Rechten eingegliedert worden ist, wie auch die übrigen Kommunalverwaltungen. Kein Mensch hat bei uns das Empfinden, daß die Souveränitätsausübung des Staates in diesem Falle stärkere oder unberechtigte Einschränkungen erfährt wie etwa durch territoriale oder berufsständige Selbstverwaltungen.

Siezu ist erforderlich, daß man natürliche und ethisch selbstverständliche Dinge auch natürlich ansieht. Uns will es heute als rückständig und vollkommen unverständlich erscheinen, daß nicht nur konfessionelle Gliederungen, sondern auch berufliche Schichtungen innerhalb der einzelnen Staaten zu gut bewährten Organisationsformen des öffentlichen Rechtes geführt haben — ich nenne außer den kirchlichen Selbstverwaltungen z. B. die Handelskammer und Anwaltsvertretungen —, während national-kulturelle Gemeinschaften, Selbstverwaltungskörperschaften zur Pflichtausübung auf dem nur ihnen und sonst niemandem nahestehenden Gebiete ihrer Eigenkultur zumeist noch versagt werden.

Ich nenne zwei weitere vermutete und nicht eingetretene Gefahren. Die Aufspaltung wegen dieser Isolierung und wegen eines gewissen Zwanges. Ab-



Sonnenaufgang

Nach einem Holzschnitt von R. Grimm-Sachsenberg

splitterungstendenzen haben wir nicht beobachten können, spricht doch das Gesetz die Zugehörigkeit des Volksgenossen zu seiner national-kulturellen Selbstverwaltung nicht nur als etwas Selbstverständliches, sondern auch als Forderung aus. Ein jeder muß sich sagen, was der Staat wünscht und selber herbeiführt, kann mich zu ihm weder in Gegensatz bringen, noch isolieren, geschweige denn stärker isolieren, als der Besuch muttersprachlicher Schulen durch meine Kinder und meine Zugehörigkeit zu diesem oder jenem kulturellen Verein. Die Gefahr der Verspürung des Hineinzwingens des einzelnen oder der Gesamtheit in die kulturelle Neuordnung konnte sich ebenfalls nicht zeigen. Jedem einzelnen steht das Recht zu, sich jederzeit ohne Preisgabe seiner Nationalität (dieses ist die Auffassung unseres Gesetzes, nicht unsere!) streichen zu lassen, während die Gesamtheit die Verwirklichung der Autonomie ablehnen oder auf drei Jahre hinaus schieben oder auch nach erfolgter Verwirklichung die Auflösung der Kulturselbstverwaltung beschließen kann, um in den status quo ante zurückzufallen.

Der letzte Einwand, die Kulturautonomie sei für die Minorität finanziell nicht tragbar, ist erwägenswert, wenn auch theoretisch ohne jegliche Schwierigkeit zu beseitigen, sei es durch proportionale Beteiligung der Minorität an bestimmten Posten des staatlichen und kommunalen Budgets, sei es durch die an die Schülerzahl gebundene Unterhaltspflicht des Staates. Doch über die Schulausgaben erheben der neuen Selbstverwaltung zur Aufrechterhaltung ihres Apparates finanzielle Verbindlichkeiten, für welche Deckung geschaffen werden muß; ob diese Deckung stets vom Staate zu erreichen sein wird, oder durch Besteuerung aufgebracht werden muß, steht dahin. Wir mußten in Estland unser Budget

aufstellen und Steuern ausschreiben, um dadurch die Verwaltungskosten — sie sind verhältnismäßig gering — und die Zuschüsse für unsere unverhältnismäßig zahlreichen privaten Schulen, welche wir wegen mangelnder Kinderzahl nicht in öffentliche wandeln können, aufzubringen. Im Vergleich mit anderen Staatsbürgern ist dies eine Mehrbelastung, erklärlich durch unsere Streusiedelung, im Vergleich mit den bisherigen Zuständen hingegen keine Mehrbelastung. Geschlossen gestedelte Gruppen hätten in den Grundlagen unseres Gesetzes vermutlich nur öffentliche Schulen und keinen Bedarf nach Steuererhebung für Zuschüsse an private Lehranstalten. Ich möchte nun zum Abschluß meiner Ausführungen kommen und darauf verweisen, daß es auch psychologisch von unendlichem Werte erscheint und so empfunden werden darf, daß eine nationale Kulturgemeinschaft auf Selbstverwaltung und Selbstverantwortung gestellt, sich als Träger eines Eigenrechtes fühlen darf, zwar eines Kollektivrechtes als Nationalstand, das bedeutet — und in diesem Sinne würde ich eine Entwicklung auch der übrigen so wichtigen Gebiete unseres Problemkampfes begrüßen — Lösung von der Almosenwirtschaft rechtlich und finanziell. Rechtlich durch Austausch des Anspruchs auf Schutz und fremdnationale Bedienung gegen ein staatsbezogenes Eigenrecht, finanziell durch Austausch der Spenden sammlungen und Unterstützungen gegen die Steuergrundlage.

*

Von deutscher Arbeit in einer litauischen Kleinstadt

Von S. G., Riga



Vergangenen Sommer verbrachte ich in Schoden (litauisch: Skuodas). Es ist ein ganz kleines Grenzstädtchen, 4 Kilometer von Rurland entfernt. Man muß alle europäischen Maßstäbe hinter sich lassen, wenn man über das holperige Pflaster ins Städtchen einfährt. Kleine, niedrige Holzhäuser, unwohnlich und unfreundlich, die Stufen schief und ausgetreten, Türen und Fenster wackelig. Dazu ist alles schmutzig und verkommen, so daß man sich geradezu fragt: „Wie können Menschen in diesen Häusern wohnen?“ Die Bevölkerung des Städtchens ist buntschwedig: Litauer, Letten, einige Russen, viele Juden und eine Handvoll Deutscher — 50 Seelen. Aber im weiten Umkreis um Schoden herum sitzen deutsche Bauern auf ihren Höfen, und der ganze Schodensche Pfarrbezirk zählt ungefähr 300 Seelen. Sie leben fern von der Eisenbahn, oft meilenweit vom nächsten deutschen Nachbarn entfernt, ohne deutsche Kirche, ohne deutsche Schule, ohne jeden Zusammenhang mit deutscher Kultur. Es ist ein Leben in der Verstreung inmitten eines fremden Volkstums und eines fremden Glaubens. Ihre Kinder mußten sie in die litauische Volksschule schicken; es blieb ihnen nichts anderes übrig. Sie taten es und empfanden es im Laufe der Jahre kaum mehr als etwas Schlimmes. Ihrer langsamen und schwerfälligen Bauernart lag ein Kampf um die Wahrung ihres Volkstums völlig fern. Wie sollten sie zu einer eigenen Schule kommen? Wer sollte die Mittel aufbringen? Wer sollte das bei den litauischen Behörden durchsetzen? Das schien unmöglich; man mußte es eben hinnehmen. Ein Stück deutschen Bauerntums war in seinem Volksbewußtsein und damit in seinem Wesen auf das Schwerste gefährdet. Wer fragte nach ihnen?

Der alte 80jährige Seelsorger war zu schwach und zu müde, um neben seiner Amtstätigkeit auch für die Erhaltung des Volkstums zu sorgen. Als aber nach seinem Tode vor etwa 6 Jahren ein jüngerer tatkräftiger Pfarrer, Pastor May

v. Bodelius, aus Kurland kam, erkannte er sofort die Gefahr, in der das Schodener Deutschtum schwebte. Auf seinen Amtsfahrten lernte er die Leute kennen. Ein Drittel des Jahres ist er unterwegs; oft muß er 100 Kilometer zu Pferde zurücklegen, im Schneetreiben und im Herbststurm, auf Wegen, in denen die Räder im Schmutz fast stecken bleiben, im federlosen Bauernwagen. Es gibt Gemeinden, die er dreimal im Jahre besucht, andere, zu denen er nur zweimal oder einmal im Jahre kommt. Das sind dann die großen Ereignisse im Leben der Leute. Der Pastor wird fast wie der Herrgott empfangen; man streitet um die Ehre, ihn bei sich aufnehmen zu dürfen; man tischt das Beste auf und stellt an die Ekstase des Gastes fast übermenschliche Anforderungen. Am Sonntag nach dem Gottesdienst nehmen die Amtshandlungen kein Ende: Trauungen, Taufen, Konfirmation, alles findet an diesem einen Tage statt. Und dann haben die Leute noch viele Anliegen an den Pastor. Er muß ihr Berater sein in Familienangelegenheiten, in wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Er bringt ihnen Kunde aus der „großen Welt“. In seinem Koffer hat er Blätter und Zeitschriften für sie, auch Bücher aus der Schodenschen deutschen Bibliothek. So ist er das lebendige Band zwischen deutschem Geistesleben und diesem fernen Volksplitter, ist Kulturträger im wahren Sinne des Wortes. —

Ganz besondere Sorgenkinder des Pastors waren die Konfirmanden. Er konnte sie nicht selbst vorbereiten, sondern mußte sich darauf beschränken, sie am Vorabend kurz zu prüfen. Dabei stellte sich denn eine ganz erschreckende Unwissenheit heraus. Ein Kind hatte z. B. den Namen Jesus noch nie gehört, kannte auch nicht einmal die Weihnachtsgeschichte. „Ich muß ja geradezu Heiden konfirmieren!“ hat der Pastor damals erschüttert ausgerufen. Und er sann auf Abhilfe. Bald richtete er Vorbereitungskurse ein. In seinem Pfarrhause und in der Küsterwohnung wurden die entfernt lebenden Kinder untergebracht. In dieser Zeit trat aber der Mangel der Schulbildung klar zutage. Eine deutsche Schule war dringendste Notwendigkeit.

Aus dem Nichts heraus mußte dieses Werk geschaffen werden. Es war ein großes Wagnis, und mancher schüttelte den Kopf, als der Pastor tatkräftig und unerschrocken dieses Werk begann. Er stellte seinen ganzen Menschen in den Dienst der Sache: seine Zeit, seine Kraft, seine Gesundheit und seine Geldmittel. Es fehlte an Mitteln, es fehlte an Räumen, es fehlte an Mitarbeitern, es fehlte vor allem bei den Eltern der Wunsch nach einer deutschen Schule. Es galt zuerst den Kampf zu führen gegen Stumpfheit und Widerstand. Ganz im Kleinen wurde die Schule vor vier Jahren eröffnet mit sieben Kindern und einer jungen Hauslehrerin auf dem notdürftig ausgebauten Dachboden des Pastorats. Aber sie wuchs und gedieh. Sie wurde der Mittelpunkt deutschen Lebens. Das Interesse und die Opferbereitschaft nahmen zu. Die Schulfeste wurden zu Höhepunkten im weiten Umkreise. Etwas Verschlüttetes erwachte langsam wieder in den Menschen: das Bewußtsein ihres Volkstums, und daraus erwuchs ein neues schönes Zusammengehörigkeitsgefühl untereinander.

Durch ihre ausgezeichneten Leistungen und durch ihren frischen gesunden Geist erregte die kleine Schule bald Aufsehen auch bei den nichtdeutschen Eltern. Sie baten um Aufnahme für ihre Kinder. Heute umfaßt die Schule einen Kindergarten und drei Klassen mit insgesamt 50 Kindern, geleitet von drei Lehrerinnen. Der Raum reichte nicht mehr aus; der Bau eines eigenen Schulhauses wurde notwendig.

Eine Quelle unendlicher Sorgen, aber auch unendlicher Freuden wurde dieser Schulbau. Wieviel Gänge, Briefe, Fahrten waren notwendig, um dem Werk Freunde und Gönner zu gewinnen. So ähnlich muß August Hermann Francke dereinst sein Waisenhaus in Halle gebaut haben. Auch hier wurde der Bau fast ohne Mittel begonnen, und häufig kam es vor, daß das vorhandene Bargeld völlig erschöpft war; aber im letzten Augenblick ließ immer wieder eine unerwartete Geldsendung ein. So ist es ein Werk der Freundeshilfe geworden,

durchgeführt und getragen vom Vertrauen auf diese Hilfe. Bei der Einweihung wurde all dieser Freunde gedacht, als ein Kind das Licht der deutschen Treue mit folgendem Spruch entzündete:

„Viel treue Freunde weit im Land,
Die halfen uns mit starker Hand,
Damit dies Haus errichtet sei
Hier als ein Markstein deutscher Treu;
Du Licht der deutschen Treue glüh,
Verlösch in diesem Hause nie!“ —

Nun steht das neue „Deutsche Haus“ fertig da. Es ist gleichzeitig Schulhaus, Gemeindesaal und Schülerheim — das erste deutsche Schülerheim Litauens. Es ist denkbar bescheiden und schlicht. Jeder Fußbreit Raumes ist ausgenutzt. Die größte Klasse dient gleichzeitig als Wohnzimmer und Gemeindesaal. Die Mittel reichten nicht zur Beendigung des Baues. In diesem Jahr kann hoffentlich weiter gebaut werden.

Am 27. September vorigen Jahres war das Fest der Einweihung. Es war ein Ehrentag für das Schodensche Deutschtum. Aus nah und fern waren Gäste herbeigekommen. Am Vormittag fand in der festlich geschmückten Aula die kirchliche Einweihung statt. Ein Holzmodell der Schule wurde darauf mit goldenen und eisernen Nägeln genagelt und brachte eine hübsche Summe ein — und doch lastet noch eine große Bauschuld auf dem Gebäude.

Am Nachmittag gab es ein festliches Beisammensein. In großzügiger Weise waren alle Deutschen geladen: die Honoratioren des Städtchens, die Handwerker und die Armenhändler. Es gab keinen Unterschied. Kinderreigen und ein Fastnachtspiel von Hans Sachs verbreiteten Frohsinn und Heiterkeit. In einer Reihe von Reden suchten die führenden Männer den Gehalt des Tages zum Ausdruck zu bringen.

Es lag etwas über dem Fest, was schwer in Worte zu fassen ist: ein Geist der Echtheit und der Kraft. Der Geist, der hinter der Arbeit, dem Kampf und dem Opfer des Alltags stand, war gleichsam in Erscheinung getreten. Er war Wirklichkeit geworden in dem neuen Schulhause. Er fand seinen schönsten Ausdruck in dem trozigen alten Burschenliede: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus.“ Wo man diesen Geist lebendig spürt, da haben Arbeit und Feier eine Weihe, und sei es auch in einem kleinen Grenzstädtchen im fernen Litauen.



Der livländische Totengesang

Von Otto Glaser

Ein fliegendes Blatt aus dem 16. Jahrhundert gibt uns die weitverbreitete Sage von der verlorenen Kirche an der Ostsee, die besonders im Baltenlande und in Dänemark häufig wiederkehrt, unter dem Titel: „Das Lüfländische Todten Gesang. Durch Herman Wortman, Burggraff, den 9. May 1584, auß Gebharten von Malten Mund nachgeschriben.“

Wiederabgedruckt ist das Blatt in Uhlands Volksliedern. Es lautet:

Ir lieben Christen, höret an!
groß wunder will ich singen,
was gott der herr hat geschehen lan
in unerhörten dingen;
mein herz und gmüt mir darob siht,
wenn ich gedenke an die geschicht,
o gott, laß wohl gelingen!

In Liefland ist ein schloß genannt,
Rostden ist sein name,
alldo die Moscowiter hant
ein kirch zerstört unzame;
ein lange zeit am selben ort
hat man gehört kein gotteswort
biß gott mit wunder kame.

Ein wunder groß ist es fürwar:
man hort darinnen singen
mit menschlicher stimm hell und klar
auch instrumente klingen,
und kunt doch niemand wissen nicht
durch wen solch singen wurd verricht,
zu raten sie anfangen.

Man riet daß man solt schicken hin
etliche kirchpersonen,
dieselben solten werden inn
solch gsang und lieblichs tonen;
die pastores man do erbat
daß sie der sachen teten rat,
man wolts in wol verlonen.

In gottes namen tratens ein
forchten kein misselingen,
zu sehen was für leut es sein
die also lieblich singen;
„heilig, heilig ist unser gott,
heilig der herre Zebaoth!“
ir stimm so tete klingen.

„Ein veste burg ist unser gott,“
mit freuden sie auch sungem,
„er hilft uns bald auß aller not,
es ist uns wol gelungen.“

„wår gott nicht mit uns diese zeit“
gleichfals sungem mit herzenfreud,
mit starker stimm außstrungen.

Vil gråber fundens offen ston
und der singenden schare
der waren in dreißig person,
und war in wunderbare:
sie waren in all wol bekant,
wurden bald drauf gefragt zu hant
was sie so sungem dare?

Antwort des orts sie gaben in
und teten zu in jehen:
„es freut sich unser herz und sinn
dieweil sich tut her nåhen
der tag des herrn in kurzer zeit,
unser erlösung ist nicht weit,
sie wirt gar bald angehen.“

Auf solche red verschwundens all,
man kunt gar kein mer sehen,
gleichwol man noch hort iren schall
und kunts gar wol verstehen,
under der erd mit hellem klang
wie vor sie hielten ihr gesang,
das ist vor nie geschehen.

Die kirch ist zwar übel zerstört
als ir vor habt gehöret,
igt siehts gar sauber auf der erd,
als wår sie rein gekeret;
was solches wunder uns bedeut,
des wirt uns offenbarn die zeit,
wanns nur nicht lange weret!

Wir wöllen bitten Christ den herrn
Daß er ja bald wöll kommen
zum jüngsten gericht in großen ern,
erlösen seine frommen;
denn es stet übel in der welt,
gottesforcht und frömmkeit gar hinfelt,
bosheit hat zugenommen.

Bilder aus Kurland

Von Heinz-Oskar Schönhoff

Das Pastorat.



rgendwo, auf einem Hügel, schaut ein freundlich-weißes Haus aus großen hellen Fenstern mit weißen Gardinen über die grün und gelb gefelderte Ebene. Zu einer hohen, sonnigen Glasveranda führt eine bequeme Freitreppe.

Ein breites, lebensfroh-offenes Gesicht hat dieses Haus und es macht wenig Mühe, in die helle Glasveranda und hinter die Verschwiegenheiten der — etwas altväterisch eingerichteten — Zimmer zu gelangen . . .

Das ist ein kurlisches Pastorat, und der Geist des Herrn Pastors, seiner Gattin und der — gewöhnlich nicht gerade vereinzelt — Kinder, sowie der immer irgendwie vorhandenen Gäste treibt hier sein unterschiedlich Wesen.

Der Herr Pastor ist ein zufriedener Mann: zufrieden mit seinem nicht zu knapp bemessenen Deputat, einer Gemeinde, die das übrige hinzutut . . . zufrieden auch mit dem lieben Gott, welcher ihm zu seiner einträglichen kurlischen Pfarre verholfen. Unzufrieden ist der Herr Pastor nur manchmal mit seinen Pächtern, an welche er den zur Pfarre gehörigen Landbesitz verpachtet hat. Diese Pächter namentlich scheint ein besonderes Mißgeschick zu verfolgen, denn selbst in den besten Rentejahren, wenn die Salme auf den Feldern sich vor reifen Körnern nur so biegen, erscheinen sie regelmäßig beim „Geehrten Vater“ (das ist die Ehrenbezeichnung, welche der lettische Bauer in Kurland dem Pastor gibt) und erklären mit vielen Worten und großer Umständlichkeit, daß es ihnen sehr schlecht gehe und irgend ein Zinserlaß oder etwas dem Ähnliches durchaus vonnöten sei.

Aber der Herr Pastor ist nicht nur ein zufriedener, er ist auch ein fluger Mann und manchmal ein guter Landwirt. Außerdem kennt er seine Gemeindefinder sehr genau. So endet denn gewöhnlich eine solche Verhandlung zu beiderseitiger Zufriedenheit, wenn es auch oft äußerlich anders aussehen mag. Denn der schlaue und praktische Bauernverstand schätzt seinen „Geehrten Vater“, welcher sich nicht so leicht übers Ohr hauen läßt, weit mehr, als etwa einen leichtgläubigen oder allzu nachgiebigen. Weiß er doch, daß er in wirklicher Not auch auf jenen und seinen praktischen und sachgemäßen Rat rechnen kann. Daraus erklärt sich auch das — trotz der nationalen Verschiedenheit (die kurlischen Landpastoren sind, auch heute noch, zu gutem Teil deutscher Abstammung) — im allgemeinen gute Einvernehmen zwischen dem kurlischen Landpastor und seinen lettischen Gemeindefindern, mit welchen er in ihrer eigenen Sprache verkehrt, in welcher er ihnen auch die Predigt und den Gottesdienst hält. Der Pastor solcher Art steht letzteren mit seiner real-praktischen Lebensanschauung gedanklich näher, als die nicht sehr zahlreichen, irgendwie an diese Stelle verschlagenen Gedankenmenschen oder starren Dogmatiker in Leben und Lehre. Entsprechend sind auch Lebenszuschnitt und Passionen des kurlischen Landpastors. Das äußere Leben mit seinem ruhigen, mehr oder weniger gesicherten Gange zwingt nicht zu schnellen Entscheidungen. Es teilt sich in Form und Rhythmus auch den Gedankengängen und dem geistigen Leben im Hause mit, welche häufig die Neigung mehr zur Breite und geruhigen Stetigkeit als zu raschem und wühlendem Strömen zeigen. Andererseits liegt die Gefahr, durch den Kampf ums Dasein vorwiegend auf Alltag und Brot gelenkt zu werden, ferner. So konnte sich denn ein etwas langsam-schwerfälliger, oft sogar ein wenig starrer Konservatismus herausbilden, wie er sich bei manchem kurlischen Landpfarrer zeigt, ungeachtet des durchaus nicht niedrigen geistigen Niveaus.

Waren doch auch die deutschstämmigen Landpfarrer die ersten, welche den Indigenen eine Schriftsprache schufen, das sogenannte „Pastorenlettisch“ (bzw. Esthnisch), welches allerdings in neuerer Zeit — sowohl in bezug auf Wortschatz als auch äußerem Bild — stark verändert worden ist. Erinnerung sei an dieser Stelle auch an die — die Eingeborenen betreffenden — historischen und Kulturgeschichtlichen durchaus wertvollen Forschungen, an welchen das deutschstämmige Landpfarrertum in hervorragendem Maße mitbeteiligt ist.

Wenn der kurische Landpastor leidenschaftlicher Landwirt oder Gärtner ist, so wird das auch dem reichsdeutschen Leser unschwer verständlich sein. Ferner liegen dürften schon die Typen des passionierten Pferdebeliebhabers oder Jägers, die übrigens in unseren Tagen zur Seltenheit geworden sind, dagegen in den 60er und 70er Jahren eine immerhin nicht unbeträchtliche Zahl aufwiesen. Doch auch dieses läßt sich aus manchen gegebenen Lebensbedingungen erklären. Ist der „Geehrte Vater“ ein zufriedener Mann, so ist die Frau Pastor oft eine unzufriedene Frau. Nicht, als ob sie sich nicht genügen ließe an dem Lebenszuschnitt einer kurischen Landpfarre . . . O nein, im Gegenteil! Aber wenn es sich nicht um etwas zu sorgen oder über etwas zu ereifern und zu entsagen gibt, so fehlt ihr ein Lebenselement. Die in vielen Fällen große und weite Herzensgüte, welche Nöte und Kämpfe anderer — selbst manchmal: und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt — zu den eigenen macht, ist der geeignete Nährboden für diese typische Neigung. Fördernd wirken auch noch die nie leer werdenden Gastzimmer, denn da ist immer irgend ein ramponiertes Schicksal, oder das sich als solches glaubt, und der Frau Pastor in ihrer breit geruhigen Häuslichkeit erscheint nichts selbstverständlicher, als einen uneben gewordenen Weg mit dem Sande vieler guter und wohlgemeinter Worte zu bestreuen und diesen dann durch beharrliche Stetigkeit glatt zu walzen. Sält sie es doch auch für ihre Pflicht, „von Amts wegen“ die — mit großen, kleinen und kleinsten Leiden jeglicher Art anrückende — Weiblichkeit — „ihrer“ Gemeindefinder mit all den Mitteln zu versorgen, die sie eben in der Hausapotheke ihrer eigenen Erziehung und praktischen Lebenserfahrung zur Verfügung hat. Manches davon ist schon zu lange unbenutzt dagelegen, um noch wirksam zu sein, für manches fehlt überhaupt das rechte Mittel . . . Aber die Gemeindevielleichtkeit kann sich nach Herzenslust ausklagen, das ist das wirksamste Heilmittel. Und — die Frau Pastor gibt ihr Bestes, das sie hat, wenn die Not ernsthaft da steht. Das sei ihr auch hier unvergessen; denn nicht das Können, sondern die Aufrichtigkeit im Willen bestimmt den inneren Wert eines Menschen.

Gewiß, die jüngsten Zeiten und ihre Ereignisse haben viel Hartes über unsern alten Erdteil gebracht, das auch an der Schwelle des „Geehrten Vaters“ und der Frau Pastor nicht spurlos — o nein, gewiß nicht! — vorübergegangen: manches in Beziehungen, und auch besonders in wirtschaftlicher Beziehung, hat sich unter der Wucht des Geschehens geändert, das Wesentliche aber, das aus dem kurischen Pastorat das weiße Haus am Hügel macht, das seinen Bewohnern das Gepräge gibt nach innen und außen — — dieses Wesentliche ist dasselbe geblieben.

Aber aus dem weißen Haus am Hügel, aus dem typischen kurischen Pastorat, geht ein eigenartiger Menschenschlag hervor in den Kindern, die dort geboren werden und aufwachsen. Das sonderbare Nebeneinander von immerhin geruhigem äußeren Lebenszuschnitt und jener geistigen Atmosphäre, die Entwicklung und Amt hervorgebracht; von äußerer Ehrung und Würde und jener, aus Gerablassung und Güte gemischten Vertraulichkeit, welche der Verkehr mit der Gemeinde mit sich bringt, schaffen hier einen Nährboden für die Entwicklung stark selbstbewußter Richtungen, die sich manchmal weite und hohe Ziele stecken, und doch oft — aus den engen Schranken nicht hinauskönnen, welche der breit-langsame Rhythmus des Elternhauses ihnen bereits in die Wiege gelegt. Selbst gewaltsame, ins Extrem schlagende Befreiungsversuche vom

Joche dieser ererbten Konventionslast Franken an innerem Energiemangel und dem Fehlen jener Selbstverständlichkeit, die einzig und allein das Recht zu neuen Wegen gibt.

So stehen das weiße Haus am Hügel und seine Bewohner vor uns auf: Das kurische Pastorat, mit seinen Schicksalen und — seinem Schicksal.

Das Schloß.

Bis in die Vorhalle dringt die Sonne nicht. Sie flimmert durch das saftgrüne Laub der uralten Linden- und Ahornbäume rings um das Schloß her, schreitet mit frohen, federnden Schritten die beiden breiten, weißen Auffahrtswege hinan, die von der staubigen Landstraße zum Portale führen, greift mit strahlenden Augen hinein in die Duft- und Farbenpracht des Rosenrondells und klettert behutsam am dichten Wildweingerauk die hellgelbe Fassade hoch — hinauf bis zu den Fahnenstangen der beiden zinnengezackten Türme, die da weit hinaus schauen: über Park und Wiese, über die endlosen wogenden Kornfelder und den Fluß, welcher hastlos und stetig durchs Land zieht, dem fernen großen Meere zu.

Aber an den beiden steinernen Freitreppen macht die Sonne halt, steht still und sinnt . . . Dann schreitet sie behutsam, mit achtsam gemessenen Tritten, die altersgrauen Stufen hinauf zur hohen Bogentür, die ihre dunklen Glasscheiben hinter dichtem schmiedeeisernem Gitterwerk sorgsam birgt.

Bis in die Vorhalle dringt die Sonne nicht. Die alten Ahnenbilder an den Wänden in Eisenrüstung und Allongeperücke, in hoher, steifer Viedermeierbinde und seidenem Prinzesskleide wünschen Dämmerung und Stille um sich her, und die dunkelfarbig gemalten Familienwappen der hohen gewölbten Glasfenster verwehren mit kalten Augen jedem hastigfrohen singenden Sonnenstrahl den Eintritt.

Dahin sind die Tage voll Fest und Spiel, voll Lachen, Tanz und — Kampf . . . Über diese hohen, schmalen Stirnen senkte sich kalt der steinerne Sarkophagdeckel, und die breiten Schwerter, die schmalen, scharfen Degen rosten langsam in der Familiengruft unter den jahrhundertalten Linden drüben im Schloßpark . . . Nur die kalten herrischen Augen bannen noch heute des lauten Tages fast aus diesen Räumen und die harten, hochstrebenden Herrengedanken halten trotzig Wacht an Schwelle und Markstein.

Die Dämmerung sei dein Führer und die sinkenden Schatten der Nacht, wenn du erlauschen willst, was es spricht, das alte Herrenschloß auf sturmumbrandeter einsiger Herzogsscholle. Dann wacht ein Sagen auf in den weiten Zimmerfluchten und blickt stumm und unbeweglich aus den hohen, dunklen Bogenfenstern in die Nacht hinaus, und durch die langen, hallenden Korridore geht eisgrau die alte Zeit mit leisem Murmeln. Aus den Ecken und Winkeln aber, wo die schwarzen Schatten stehen, reglos, mit brennenden Augen — — webt ein Raunen und Seufzen von mancherlei fehle und schwerer, dunkler Schuld.

Es gehen zuweilen Menschen durch das Schloß: hohe, schmale Gestalten mit überzüchtet-rassigen Gesichtern. Aber die dicken Teppiche saugen ihrer müden Schritte Klang in sich hinein, daß sie — wie wesenlose Schatten der alten Ahnenbilder — die dämmerigen Räume durchwandeln, und du das gleiche, stetige Ticken des Holzwurmes im Estrich vernimmst.

Droben im Turme wandert mit harten Schritten der Pendelschlag der alten Turmuhr durch die lautlos versinkenden Tage . . . Und rastlos und stetig rücken die Zeiger . . .



Lieder eines Balten

Von Wilhelm Schüge, Arensburg

Wir

Wir wollen werden, wie wir waren,
Und wollen zeigen, was wir sind:
In Wettersturm und in Gefahren
Dem Heimatland ein treues Kind!
Fest steh'n wir auf der Wacht nach Osten,
Im alten treuen Ordensland!
Und unser Schild soll nimmer rosten,
Gilt's Freiheit unserm Baltenland!

Und gibt es Schulden unsrer Väter —
„Mit Gott“ — wir zahlen sie nun ab!
Doch keiner schmähe uns mehr Verräter —
Denn wir sind treu, treu bis ans Grab!
Wo wir geboren — woll'n wir sterben!
Und ernten, was wir hier gesät!
Den blut'gen Boden wiedererben,
Und beten unser alt Gebet:

Wir wollen werden, wie wir waren,
Und wollen zeigen, was wir sind:
In Wettersturm und in Gefahren
Dem Heimatland ein treues Kind!
Voll wucht'ger Kraft, voll tiefem Glauben
In jedem Siege, jeder Not. —
Die Heimat kann uns keiner rauben,
Denn unsre feste Burg ist Gott!

+++

Seelentrost

Du sollst nicht weinen, meine Seele,
Über Dinge, die anders sind,
Als wie du die Dinge gesehen
Mit deinen Augen — als Kind!

Lern still das Trauern in dich hinein!
Und sieh, was sein muß, an mit andern Augen!
Es muß doch alles eine große Wahrheit sein —
Will's auch nicht ganz für Kinderaugen taugen!

Der Kodutäija

Eine estnische Geschichte

Von Ludmilla von Nehren



Im ganzen Dorfe war es allgemein bekannt, daß auf dem Willama-Geböht die Tontid arg ihr Wesen trieben. Schon seit Menschengedenken sollte das so gewesen sein, wenigstens wußten alle alten Weiber davon zu erzählen und die jungen hörten mit Andacht zu und gingen — besonders abends — an dem verurufenen Geböhte nur wenn sie mußten, und dann auch möglichst mit einem Umwege, vorüber. Der Koll sollte dort nachts im Stalle sein Wesen treiben und die Pferde reiten und nirgends legte sich so oft der Alp im Schlafe den Menschen auf die Brust.

Es konnte auch gar nicht anders sein — die ursprünglichen Besitzer des Geböhtes waren sehr schlechte Menschen gewesen, die keinem Armen etwas gaben und sogar, wenn die Bräute betteln kamen — eine uralte estnische Sitte, von der sich selbst reiche Mädchen nicht ausschließen —, wurden sie mit Schimpfworten fortgetrieben, obgleich die Willama-Leute doch wissen mußten, daß, wer einer Braut eine Handvoll Wolle gab, es in diesem Jahr tausendfach von seinen Schafen wieder erhielt. Die Willama-Leute hielten aber lieber fest an dem, was sie schon hatten, als daß sie auf die Hoffnung hin, vielleicht noch mehr zu bekommen, es fortgegeben hätten.

Die beiden alten Leute starben nun kurz nacheinander und bald darauf verunglückte auch der einzige Sohn beim Fällen eines Baumes. Sein junges Weib blieb mit einem ganz kleinen Töchterchen allein zurück und war also jetzt Besitzerin des Geböhtes.

Die junge Witwe war hübsch und freundlich und von ganz anderem Charakter als ihre Schwiegereltern und auch ihr Mann gewesen waren, unter denen sie viel zu leiden gehabt hatte. Es fehlte daher auch nicht an Bewerbern, die sich trotz aller bösen Geister gern in den Besitz der Frau und des Hofes gesehen hätten. Die Witwe heiratete denn auch bald wieder — einen ordentlichen, tüchtigen Menschen, der gut zu ihr und ihrem Kinde war. Er konnte nur nicht so viel schaffen wie vielleicht mancher andere, denn er war nicht so stark wie viele der anderen Besitzer, die selbst überall mit angreifen, und mußte das meiste dem Knechte überlassen. Daher ging es eher abwärts wie aufwärts mit dem Wohlstande, aber die Willama-Leute lebten zufrieden und still vor sich hin. Auch hörte man, seit der Hof einen neuen Besitzer hatte, nichts mehr von Tontid und auch das fanden alle wieder erklärlich. Jetzt war ja alles so ganz anders auf dem Geböhte. Ein Bettler brauchte sich z. B. nur vorn an die Hofspforte hinzustellen und zu singen: „Herr Jesus Christus . . .“ und die Wirtin kam auch schon mit einer großen Schale voll Milch heraus. Da konnte es freilich nicht ausbleiben, daß die Tontid sich nicht mehr wohl fühlten an einem Orte, wo Gottes Wort gelehrt und darnach gelebt wurde.

Manches Jahr ging so in Ruhe und Zufriedenheit hin. Die kleine Kadri wurde immer größer und hübscher, und die Burschen fingen an, immer mehr und mehr nach ihr zu sehen. — Da starb der Vater, als Kadri eben achtzehn Jahre alt geworden war.

Es war nicht plögllich gekommen. Er hatte es schon seit einigen Jahren recht schlimm auf der Brust gehabt und hatte in der letzten Zeit immer gelegen, so daß noch ein zweiter Knecht hatte gemietet werden müssen.

Einige Wochen nach dem Todesfalle fingen aber allerhand Gerüchte an im Dorfe herumzugehen; erst nur leise und verstohlen, aber allmählich immer lauter werdend. Und bald war es wieder ganz allgemein bekannt:



Reval:

An der Stadtmauer

Die Tontid waren auf das Willama-Gehöft wieder zurückgekommen und der verstorbene Wirt ging als Rodukäija um!

Die erste derartige Geschichte erzählte der Wirt vom Rõnga-Gehöfte und da mußte es sicher wahr sein; denn er war doch der beste Freund des Verstorbenen gewesen. Er wollte eines Abends gesehen haben, wie vom Kirchhofe her eine weiße Gestalt mit Feuer im Munde und auf einem Beine springend gekommen war und im Hofe des Willama-Gehöftes verschwand. Das konnte niemand anders als der Verstorbene gewesen sein, der nach Hause kam!

Bald mehrten sich die Geschichten; immer mehr Leute wollten den Rodukäija gesehen haben. Bald hatte er auf dem Jaune geseßen und jämmerlich gehult, bald war er vor einem Mädchen aufgetaucht und hatte die Arme nach ihr ausgestreckt, so daß sie entsetzt und schreiend davonlief.

Die alten Weiber erinnerten sich wieder an die früheren Geschichten, die vor zwanzig und mehr Jahren passiert waren. Und wenn man bis jetzt von dem Verstorbenen und seiner Familie nur Gutes gesprochen hatte, fing man nun an, die Köpfe zu schütteln.

Ohne Grund kamen solche Dinge nicht vor. Wer weiß, was im Stillen passiert war, von dem niemand etwas wußte. Wenn der Verstorbene nicht etwas auf dem Gewissen gehabt hätte, das ihn jetzt aus dem Grabe trieb!

Das Gerede wurde immer größer und bald wurden auch die Witwe und ihre Tochter mit Mißtrauen betrachtet.

Sie lachten anfangs darüber. Der gute Vater, der niemals irgend jemand etwas zuleide getan hatte, sollte nun keine Ruhe im Grabe haben! Willem, der ältere Anecht, der schon ziemlich lange auf dem Hofe war, vertrat ebenfalls dieselbe Ansicht und ärgerte sich nur über die Leute, die solche Dummheiten glauben konnten, während Abo, der jüngere, sich etwas unsicher und ängstlich zeigte.

Als aber die Frauen im Dorfe die Witwe und Kadri auf dem Kirchgange nicht mehr grüßen wollten, wurden diese immer ernster und als gar die Kinder anfangen, ihnen nachzurußen, was der Rodukäija mache, hatten beide oft genug rotgeweinte Augen: Der einzige im Dorf, der öffentlich für sie eintrat und sie auch nach wie vor besuchte, war der Rõnga-Wirt. Wenn der Vater den Rodukäija mache, könnten seine Frau und Tochter doch nichts dafür, pflegte er zu sagen. Aber das half nicht viel.

Und dann, an einem dunklen Herbstabende, kam einmal der Anecht Abo ganz blaß und erschrocken in die Stube und sagte, daß er wahrhaftig jetzt selbst den Rodukäija hinter dem Stalle habe stehen und Feuerfunken von sich habe blasen sehen. Und er wolle natürlich nicht länger in einem Hause bleiben, wo der Teufel umging, und er würde in vier Wochen seine Sachen packen.

Damit ging er aus der Stube und warf die Thür hinter sich zu, daß es frachte.

Die Wirtin seufzte tief auf, sagte aber nichts und ging ebenfalls nach einer Weile schweigend hinaus. Kadri und Willem blieben allein.

Kadri hatte den Kopf in die Hände gelegt und beide Ellbogen auf den Tisch gestützt. Willem saß auf der Ofenbank, stopfte sich eine Pfeife und sah dazwischen zu ihr herüber. Sie weinte leise. Ihr Körper zitterte und ein paar mal schluchzte sie auf.

Da stand er auf, setzte sich zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern.

„Weine doch nicht, Kadri,“ bat er. „Das kann ich nicht sehen. Du weißt doch, daß ich dich lieb habe. Wenn es auch deine Mutter nicht recht zu mögen scheint, so will ich doch so lange hier bleiben, bis sie mich selbst gehen heißt. Und arbeiten — das sollst du sehen — will ich um deinetwillen für zwei.“

Sie hob die tränennassen Augen zu ihm auf.

„Ach Willem,“ schluchzte sie, „du weißt ja noch nicht alles. Du weißt noch nicht, weshalb die Mutter manchmal nicht so ganz gut zu dir ist — siehst du, als der Vater so krank war, brauchte er einmal ziemlich viel Geld und hat es sich vom Rõnga-Wirte, der doch sein Freund war, geliehen. Er konnte es aber nicht so-

bald abzahlen, wie er geglaubt hatte, und nun mußte er dem Rōnga-Wirt für das Warten sehr hohe Zinsen versprechen. Dann starb er, aber die Schuld ist immer größer geworden und der Rōnga-Wirt kam und sagte, nun wolle er nicht länger warten. Er könnte es schon, aber er will nicht. Die Mutter wollte am liebsten das Gehöft ganz verkaufen, aber dann kam das dumme Gerede und niemand wollte es. Nur der Rōnga-Wirt selbst bot einen Preis, der aber viel zu niedrig war, so daß die Mutter nicht darauf eingehen konnte. Heute war er nun da und sagte der Mutter, wenn ich ihn heiraten will, dann würde alles noch gut werden. Er würde das Gehöft wieder gut instand setzen und den Leuten auch schon die Mäuler stopfen. Was sollen wir nun tun? Der Udo will jetzt auch fort, und sage selbst, welcher andere Knecht wird darnach zu uns kommen wollen? Und wenn auch, so können wir doch bald uns selber nicht mehr ernähren und noch viel weniger fremde Menschen. . . Ich werde doch wohl noch den Rōnga-Wirt nehmen müssen, um der Mutter willen. . ."

Willem schlug heftig mit der Hand auf den Tisch und sah einige Augenblicke ebenfalls ganz ratlos aus. „Bitte deine Mutter,“ sagte er dann, „daß sie für dich Bedenkzeit erbittet. Wenn ich nur inzwischen herausbekommen könnte, was es für eine verwünschte Geschichte mit diesem Rodukāija ist — der ist schließlich doch an allem schuld. Aber ich will jetzt Tag und Nacht wachen und du wirst sehen, es wird noch gut.“

So tröstete er, aber Kadri seufzte und weinte nur. —

Willem hielt Wort. Er legte sich auf die Lauer und strich mit einem dicken Stock halbe Nächte lang um das Haus herum.

Einige Tage vergingen so, ohne jeden Erfolg. Schon wollte er ganz niedergeschlagen und mutlos werden, aber er beschloß doch, noch eine Zeitlang auszuharren.

Und als er nun in der nächsten Nacht auf seinem Lauscherposten dem Hause gegenüber hinter einem großen Baume saß, sah er plötzlich auf dem Wege, der zum Kirchhofe führte, eine weiße Gestalt herankommen.

Es war Mitternacht und sehr dunkel. Willem wollte es zuerst doch ein wenig bänglich zumute werden, aber er dachte an Kadri und nahm sich zusammen.

Das Gespenst ging gerade auf das Gehöft zu und blieb wie unschlüssig stehen. Willem trat rasch hinter dem Baume hervor, schwang seinen Stock und rief: „Wer bist du? Ich will dich lehren, die Leute hier zu erschrecken!“

Das Gespenst schien zu stutzen. Dann sprang es mit einem Sage durch die Hofpforte in den Hof und als Willem ihm gleich darauf nachging, war es verschwunden.

„Der Rodukāija scheint sich vor meinem Stocke zu fürchten,“ dachte Willem, „da wird man doch wohl mit ihm fertig werden. Aber wo ist er denn nur überhaupt geblieben?“

Er sah sich um und hörte wie die Tür des Badehauses, ein kleines fensterloses Gebäude, das, wie überall bei den Esten gebräuchlich, dicht am Hause lag, leise knarrte. Das Gespenst hatte sich wahrscheinlich dort versteckt, in der Erwartung, daß man doch wohl nicht wagen würde, ihm zu folgen.

„Wenn er drin ist, habe ich ihn sicher!“ dachte Willem. Leise schlich er ans Badehaus heran, horchte hinein und als er es drinnen rascheln zu hören glaubte, zog er rasch die Tür zu, die nur angelehnt war, und schob den außerhalb befindlichen Riegel vor.

Obgleich er sehr stark war, hielt er es doch für richtiger, noch jemand zum Kampfe mit dem Geiste herbeizuholen. Er ging deshalb, um Udo zu wecken und ihm zu erzählen, daß er den Rodukāija in das Badehaus gesperret habe. Udo wollte sich anfangs etwas furchtsam zeigen, aber schließlich ließ er sich doch bereden, mitzugehen, nachdem er ebenfalls einen tüchtigen Stecken in die Hand genommen hatte. Auch eine Laterne nahmen sie mit.

Sie gingen nun wieder in den Hof und öffneten die Tür zum Badehaus.

Drinne war es ganz still. „Se, Rodukäija, bist du noch da?“ rief Willem, der dreist vorangegangen war, und leuchtete mit der Laterne umher, während Udo sich mehr hinter seinen Rücken hielt.

Es erfolgte keine Antwort; aber in einer Ecke sahen sie hinter einem großen Haufen von allerhand Decken und Matten, die dort aufgestapelt lagen, etwas Weißes hervorleuchten.

„Sieh mal, ich glaube, dort sitzt der Geist!“ rief Willem. „Komm, Udo — ich habe immer gehört, daß Geister nichts fühlen, wir wollen einmal probieren, ob das wahr ist.“ Damit ging er auch schon auf den Haufen Decken zu und hieb kräftig darauf los.

Ein heftiges Geschrei erfolgte. Eine Gestalt erhob sich und versuchte, davon zu laufen, verwickelte sich aber in das lange Laken, in das sie gehüllt war und stürzte zu Boden.

„Wie soll ein Geist sich doch verstellen kann,“ rief Willem, „mir war doch ganz, als ob er mit der Stimme des Rõnga-Wirtes geschrien hätte! Dafür soll er aber wirklich noch mehr Prügel haben!“

Udo hatte jetzt ebenfalls jede Furcht verloren und beide schlugen tüchtig darauf los.

„Habt Erbarmen — ihr schlagt mich tot!“ schrie der Geist. Aber Udo und Willem achteten gar nicht darauf.

Endlich hörten sie doch auf. Aber als der Geist stöhnend Miene machte aufzustehen, warfen sie ihn wieder zu Boden und banden ihm Hände und Füße mit seinem eigenen Laken zusammen, das sie zerrissen hatten.

„So schnell kommst du nicht fort — erst wollen wir uns den Rodukäija mal näher ansehen,“ rief Willem und leuchtete dem am Boden Liegenden ins Gesicht.

„Wahrhaftig — es ist der Rõnga-Wirt!“ rief Udo mit höchstem Erstaunen.

„Wie kommt denn der dazu, hier den Rodukäija zu machen? Ich glaubte immer noch, jemand mache seine Stimme nach.“

„Was hattest du als Gespenst hier zu suchen?“ fragte Willem streng.

Der Befragte schwieg trozig.

„Nimm dich in acht,“ drohte Willem, „unsere Stöcke sind bei der Hand!“

„Ich dachte — ich wollte . . .“ stotterte der Gebundene und schwieg dann wieder. Willem hatte schon von neuem seinen Stock erhoben, als sich draußen ängstliche Frauenstimmen hören ließen, und die Wirtin, die der Lärm geweckt hatte, mit ihrer Tochter in der Thür erschien.

„Um Gottes Willen, Willem, bist du es?“ rief Kadri. „Was geht hier vor?“ Willem erzählte, wie er und Udo den Rodukäija gefangen und durchgeprügelt hätten und wie sich dieser schließlich als der Rõnga-Wirt entpuppte.

„Nein, welche schlechten Menschen es doch gibt!“ rief die Wirtin. „Jetzt durchschaue ich alles! Der Rõnga-Wirt wollte uns in Verruf bringen, um meine Tochter zu bekommen und das Gehöft dazu!“

„Antworten, ist es so?“ fragte Willem.

„Wenn ihr es wißt, was fragt ihr nach?“ gab der Befragte verbissen zur Antwort.

„Antworten deutlich — alle sollen es hören — du hast die ganze Zeit den Rodukäija gemacht? Und wie war es denn mit dem Feuer, das du spuktest?“

Der Rõnga-Wirt sah den Stock an, der drohend erhoben war, und stieß einen Fluch aus.

„Nun denn — zum Teufel ja! Und das Feuer — ich brauchte bloß einen Augenblick ein brennendes Streichholz verkehrt in den Mund zu stecken, da lief schon alles davon . . . Aber jetzt ist genug mit den Narrheiten — bindet mich los, ich will fort!“

„Sieh mal an — du tußt ja, als hättest du hier zu befehlen!“ lachte Willem.

„Ich will dir aber sagen, was wir jetzt tun werden und zeigen, wer hier befehlt. Wir sperren dich hier ein bis zum Morgen und dann rufen wir das

ganze Dorf zusammen und zeigen allen den Kodukäija! Kommt, Wirtin, wir wollen gehen."

Als der Rõnga-Wirt sah, daß sie Ernst machten, legte er sich aufs Bitten und versprach hoch und heilig, alles mögliche zu tun, um sein Verschulden wieder gut zu machen.

"Dann will ich dir etwas anderes sagen," fuhr Willem fort. "Ihr werdet damit gewiß auch einverstanden sein, Wirtin. Das Geld, das ihr dem Rõnga-Wirt schuldet, werdet ihr ihm gewiß schon bezahlen wollen, aber höre mal du — deine Wucherzinsen sollst du nicht bekommen. Gleich morgen sollst du einen neuen Schuldschein ausstellen, darauf soll auch stehen, daß die Wirtin das Geld abzahlen kann, wann sie will. Wenn du das nicht willst, oder wenn du sonst irgend etwas noch einmal gegen die Willama-Leute tust, was nicht recht ist, sollen alle Leute erfahren, was für ein Tont du bist!"

Der Rõnga-Wirt versprach alles, was man wollte, obgleich er mit den Zähnen vor Wut knirschte. Darauf wurde er endlich wieder befreit und machte, daß er davon kam. —

Von jetzt an wurde kein Kodukäija mehr gesehen und die alten Geschichten verloren nach und nach an Interesse. Die Leute fingen bald wieder an, die Willama-Leute freundlich zu grüßen, und als im nächsten Frühling Radri und Willem Hochzeit hielten, war jeder gern dabei, nur der Rõnga-Wirt, der doch solch großer Freund des Vaters der Braut gewesen war, fehlte, zum Erstaunen aller.

Eine Zeitlang darauf hatte der Rõnga-Wirt einen Spignamen bekommen. Er hieß der "Kodukäija". Niemand wußte so recht, wie das angegangen war, aber es sah doch ganz so aus, als ob Udo nicht ganz reinen Mund hätte halten können.

*

Zwischen den Völkern

Ein Vorkriegsroman aus Oberschlesien

Von Robert Kurpiun

Copyright by Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden-A.

(Fortsetzung)

Aus diesem Boden erwuchsen die Wurzeln zu dem starken Baume der Einheit eines gewaltigen Staates. Auf blutigen Schlachtfeldern stritten die Blonden und die Braunen Schulter an Schulter wider den Feind, und wenn sie, die Waffe in der starken Faust, in geschlossenen Giebern heranstürmten, dann vermochte niemand zu sagen, von welchem Stamme jeder einzelne sei. Trennte sie zuweilen auch noch die Sprache, der letzte, verschwindende Rest der Verschiedenheit, so schlugen doch ihre Herzen einen Schlag, und die da fielen im Männerkampfe, fanden ein gemeinsames Grab in heiliger Erde.

"Männer von Reden!" rief der Geistliche leuchtenden Auges mit erhobener Stimme, "glaubt ihr, daß diese Kette, woran aus dem Stahl der Heimaterde Jahrhunderte unter Arbeitsschweiß und Todesblut geschmiedet haben, durch eine Schar von Phantasten, Toren und Geuhlern im Handumdrehen zerbrochen werden kann?" Tiefe Stille folgte. Atemlos lauschte die Versammlung. Theo saß noch immer in sich versunken da. Aber seine Ruhe war nur äußerlich. In seinem Innern tobte ein furchtbarer Kampf, den die Worte des alten Seelforgers entfacht hatten.

So hatte noch niemand zu ihm gesprochen. Sollte dieser Weg der Versöhnung, der durch Jahrhunderte aufwärts führte, nicht besser sein als der seinige, der durch Hervorhebung des Trennenden die Gegensätze verschärfte und abwärts leitete? Wie unumstößlich war er von der Unfehlbarkeit seiner Meinung überzeugt gewesen. Und jetzt? Alles begann zu wanken, sich zu verwirren.

Der Geistliche aber fuhr fort:

„Männer von Neden! Ihr werdet längst erraten haben, wer die Braunen und die Blondes sind. Polen und Deutsche, unsere Väter, wir! Und das Schicksal des Dorfschens im Tal ist die Geschichte unseres schönen Schlesierlandes. In seinem größten Teile gibt es keinen Unterschied mehr zwischen braunem und blondem Volk. Nur in unserer Südostecke ist die Verschmelzung noch nicht vollständig geworden. Aber auch wir waren auf dem besten Wege dazu.

Da tauchten Fremde auf, ungerufen, und säten Unkraut zwischen den Weizen der Versöhnung. Sie stammten aus einem Lande gegen Sonnenaufgang und gaben vor, ältere Brüder des braunen Volkes zu sein als die Blondes, weil sie mit jenen eine verwandte Sprache redeten. Aber wie zeigten sie ihre Brüderlichkeit?

Darin, daß sie den Braunen im Dorfe den segnenden Frieden an ihrem Herdfeuer hüteten und bewahrten, was man von einem Bruder verlangt? Nein! Wie hätten es jene Fremdlinge auch vermocht? Sie selbst hatten einst einen ausgebreiteten Staat im Osten gehabt. Aber wie hatten sie ihn geleitet? Uneinigkeit und zahllose Bürgerkriege, grausame Unterdrückung und Entrechtung der unteren Volksklassen, Rechtlosigkeit und Willkür überall hatten den Staat gegen Sonnenaufgang so unfähig und kraftlos gemacht, daß er zuletzt gänzlich verfallen und eine leichte Beute seiner Nachbarn geworden war.

Und jene Fremdlinge warfen sich jetzt zu Führern unseres braunen Volkes auf! Männer von Neden! Wer soll Führer und Meister sein? Wer eine Probe seiner Tüchtigkeit gegeben hat, wer etwas versteht und etwas kann. Was können aber die Fremdlinge, die als Propheten mit neuer Lehre zu uns kommen? — Die Leidenschaften aufreißten, wie ihr es vorhin gehört habt. Sie tragen Zwietracht und Krieg in jedes Herz, in jedes Haus, in jede Gemeinde, in den Staat. Sie lehren: Ihr sollt die Blondes hassen, verachten und keine Gemeinschaft mit denen haben, die euch eure Menschenrechte zurückgegeben haben. Die Blondes seien das niederträchtigste Volk der Welt, ihr sollt aufstehen und sie mit Schimpf und Schande aus dem Lande treiben, damit wieder ein so klägliches Reich entstehe, wie das vor hundert Jahren untergegangene. Das lehren sie. Hatten die Aufrührer Erfolg? Leider ja. Dadurch ist das Vertrauen der Blondes zu den Braunen geschwunden, und sie beginnen jene als ihre Feinde anzusehen. Der König des Landes aber hat gesagt: Wer jahrhundertlang in Eis und Sonnenbrand auf seinem Acker arbeitet und ihn mit seinem Schweiße düngt, wer in blutiger Schlacht Leib und Leben für dieses Land in die Schanze schlägt, wer die Fahne der Bildung und Gesittung in diesen Östmarken aufgepflanzt hat, der besitzt ein heiliges, unzerstörbares Anrecht auf diesen Boden. Und wer uns das streitig macht, der ist unser Feind!

So haben uns die Fremdlinge den Krieg gebracht.

Männer von Neden! Wollt ihr mit auf jener Seite stehen, wo Undank, Untreue, Falschheit und Vernichtung wohnen, oder wollt ihr mit uns weiter bauen an dem großen Werke der Versöhnung, das unsere Väter seit Jahrhunderten zu ihrem Segen betrieben haben? Nicht gegen euch kämpfen die Blondes, sondern allein gegen jene fremden Unfriedensstifter, die eure Herzen vergiften und euer Glück zerstören werden.“

Lauter Beifall erscholl von allen Seiten. Die Masse der Schwankenden hatten des Pfarrers Worte gänzlich gewonnen. Die Zahl der Gegner war zusammengeschrunpft und wagte keinen entschiedenen Widerstand.

Werner aber war aufgesprungen. Blutleer und sah seine Wangen. Wie der verzweifelte Notschrei eines Ertrinkenden, der noch einmal mit der letzten Kraft gegen die ihn überdeckenden Wellen anzukämpfen versucht, fuhr seine Stimme über die Versammlung:

„Das ist nicht wahr, ihr Männer aus polnischem Blut. Man belügt euch und will euch einschlafen. Wir sind Polen und wollen Polen bleiben, wenn wir auch nicht vergessen, daß wir Untertanen des preussischen Königs sind!“

„Das hast du vergessen, Theophil Werner!“ fuhr des zornbebenden Geistlichen Stimme dazwischen. „Du hast einst auf die Fahne die Schwurband gelegt, du hast dem Vater deines Weibes gelobt, deinen deutschen Namen in Ehren zu halten, und noch, als du ins polnische Lager gingst, versprachst du hier in die Hand deines alten Seelsorgers, trotz allem deines Fahneneides zu gedenken.“

Und heute? Daß du mich einen Lügner genannt, verzeih ich dir. Daß du aber die Brandfackel der Empörung in die Herzen friedlicher Männer geschleudert, das verzeih dir Gott!

Theophil Werner! Du bist wortbrüchig und meineidig geworden! Du hast das Recht verwirkt, hier auf deiner Heimat Erde ehrlich genannt zu werden!“ Wie vom Blitz getroffen, taumelte Werner zurück. Mit loberndem Blick maß ihn der Priester.

Ein heftiger Aufruhr entstand im Saale. Eine Anzahl Männer war von den Sitzen emporgeschneilt und rief laut durcheinander. Nur wenige ergriffen die Partei des Überwundenen.

„Was will er hier? Der Verräter! Raus mit ihm!“

„Unsern Pfarrer hat er einen Lügner genannt, der Sacher!“

„Saut ihn! Wollen wir uns das noch länger anhören?“ schwirrte es zornig durcheinander.

Einige Hitzköpfe stürmten gegen den Tisch und wollten auf Theo eindringen. Nur mit Mühe vermochten sie des Schmiedes starke Arme zurückzuschieben. Da trat ein alter Bergmann mit der Rettungsmedaille auf der Brust an Werner heran und scharf verweisend Klang seine Stimme:

„Du stehst hier, Theophil? Weißt du, wo dein Platz ist? Dein alter Vater liegt im Sterben. Und du . . .?“

Weiter hörte Theo nichts mehr. Es war, als griffe eine kalte Hand nach seinem Herzen. Ein Blick, so verzweifelt, so hoffnungslos traf den Pfarrer, daß dieser bis ins Innerste erschüttert da stand. Seine Härte, so notwendig sie gewesen war, wurde ihm leid.

Da wandte sich der Gegner und ging müden, schleppenden Schrittes hinaus. Schnulachen und Spotttrübe hinter ihm her, er aber hörte sie nicht.

Der Pfarrer schaute ihm voll Teilnahme nach. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, ergriff er Hut und Mantel und folgte ihm. — Noch ein anderes Herz schwebte in derselben Stunde in Pein und Not. Hinter dem Schubfenster in der dunkeln Küche neben dem Saale hatte zitternd ein Weib gekauert, das Frau Rebekka heimlich dort eingelassen. Marie zuckte zusammen und Tränen traten in ihre Augen, als sie die verfallenen und abgekehrten Züge ihres Mannes, erblickte. Und als er dann sprach und mit dem Pfarrer zusammenprallte, — kein Wort war ihr entgangen — da hatte ein Zittern ihre Glieder befallen. Die ganze Stufenleiter des Schmerzes mußte ihr gequältes Herz erklimmen, bis es sich in schluchzendem Weinen einen Ausweg bahnte.

Jetzt schleppte sie sich hinaus. Sie hörte seine Schritte auf der Treppe. Sollte sie ihm nachhelfen, ihm sagen, daß sie alles verzeihen, ihn trösten und aufrichten, ihm wieder vertrauen und auf ihn hoffen wolle? Ein kurzer Kampf. Die gute Regung blieb Sieger. Das Weib eilte hinaus vor die Haustür. Er mußte sogleich kommen.

Da war er. Stumm und allein, ein Geächteter, schritt er hinaus in die Finsternis.

„Theo!“

Wer war das? Ein Ruf aus einer andern Welt? Er blieb stehen und lauschte. Ein Weib, in einen Mantel gehüllt, trat heran.

„Theo, ich bin's!“

„Du, Marie? . . . Bist du gekommen, dich an meinem Unglück zu weiden? Laß mich, Marie! Ich habe hier keine Stätte mehr!“ Seiser und stoßweise ging seine Stimme. Ein Hustenanfall unterbrach ihn. Er wollte weitergehen.

„Theo, wie kannst du so reden?“ Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Warum weinst du, Marie?“

„Du bist so krank, so elend, und ich . . . ich habe es verschuldet. Warum bin ich von dir gegangen?“

Da zog ein Schimmer von Hoffnung durch die Brust des Mannes. Er beugte sich hinab, ergriff seines Weibes Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Hast du mich noch lieb, Marie? Ein Klein wenig nur, ein ganz Klein wenig Sonne“ bettelte er. „Kannst du vergessen, vergeben, mein Weib?“

Da slog sie ihm an den Hals und barg ihr tränenfeuchtes Antlitz an seiner Brust.

„Theo, ich habe nie aufgehört, dich zu lieben. Ich habe dir lange verziehen, gern verziehen. Ich hätte das Leben nicht ertragen und wäre wieder zu dir geeilt.“ Und sie küßte ihn heiß und innig.

„Dank, tausend Dank für dieses Wort, Marie! Du bist so gut, so unendlich vielmal besser . . . als . . . ich.“ Er strich zärtlich über die Flechten ihres Haars.

„Das wird mir Kraft geben. Und nun küsse unser Kind und laß mich gehen. Mein Weg ist noch weit und — wohin er führt — weiß Gott.“

In namenlosem Schmerz schrie das Weib auf.

„Theo, du willst von mir, und ich dachte, nun wird alles wieder recht!“ Heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Es wird nicht . . . alles wieder gut, Marie.“

Da legte sie eine Hand auf seine Schulter. Eine dunkle Gestalt, die schon eine geraume Weile in ihrer Nähe gestanden hatte, trat neben sie.

„Der Mensch soll nicht verzweifeln, solange noch Odem in ihm ist.“

Theo fuhr zusammen, er hatte des Pfarrers Stimme erkannt.

„Warum verfolgen Sie mich auch hierher? Ist Ihnen Ihr Sieg nicht genug?“

„Ich verfolge niemand, Theo,“ versetzte gütig-ernst der Pfarrer. „Ich will aber an deiner Seite mit dir kämpfen gegen die Macht, die dich verfolgt.“

„Außer Ihnen verfolgt mich niemand!“

„Und dennoch weiche ich nicht von dir, Theophil!“

„Was schert Sie's? Ich bin ja ein ehrlos Geächteter. Wie ich mich am Tage bette, so schlafe ich am Abend.“

„Auch am Abend ist's noch Zeit, sein Lager zu glätten. Wehe denen, die am Abgrunde stehen und die Hand zurückstoßen, die sich helfend nach ihnen ausstreckt!“

„Das sagen Sie? Sie selbst haben mich an den Abgrund gestoßen.“

„Nicht ich, sondern die schlechte Sache, der du dienst! Das war meine Pflicht.“

„Ich weiß Ihnen keinen Dank für diesen Dienst,“ entgegnete Theo bitter.

„Ich fordere keinen Dank für mich. Aber das sage ich dir, Theo: Ich habe in meinem langen Leben oft erfahren, daß Gott helles Licht schafft, wo wir nur undurchdringliches Dunkel sehen.“ Der Geistliche hatte mit tiefer Bewegung gesprochen. Dann ergriff er des Verzagten Hand.

„Geh mit Gott, nimm dein Weib mit und gedenke, daß keine Schuld so groß ist, daß sie nicht abgewaschen werden kann.“

Der Pfarrer wandte sich und ließ die beiden zurück.

„So willst du nicht mit mir kommen?“ flehte Marie an seinem Halse.

„Nein, liebes Weib, deine Eltern und mein Vater würden mir nicht glauben, und sie hätten ein Recht dazu. Du weißt nicht, was heute dort oben geschehen ist.“

„Ich habe alles gehört.“

„Dann wirst du erst recht verstehen, daß der heutige Tag mich von diesem Orte scheidet. Behüt dich Gott! Grüße deine Eltern und . . . auch deinen Bruder. Und jetzt“ — die Worte klangen leise, wie im Selbstgespräch — „will ich noch zu meinem Vater gehen. Sie sagten, . . . er sei im Sterben.“

„Er lebt und wird gesunden.“

„Woher weißt du's, Marie?“

„Ich war bei ihm die letzten Tage.“

„Du Gute.“

Dann gingen sie zusammen zu dem Hause des Kranken. Sie sprachen kein Wort, denn ihre Herzen waren übergelb. Sie standen am Bett des Vaters. Das Nachtlämpchen verbreitete matten Schein. Auf weißem Linnen ruhte der Greis, das Gesicht blaß und abgezehrt, die knochigen, mageren Hände gefaltet.

Da bewegten sich des Schläfers Lippen im Traume, leise, kaum vernehmbar, wie aus einer fernen Welt herüberklingend.

„Sie sagen alle . . . er ist schlecht geworden . . . nein! . . . nein! ich glaube es nicht! . . . Auch du, Marika . . . du auch nicht! . . . sag' mir . . . sag' mir doch . . . du glaubst es nicht! . . . mein Kind . . . kann nicht schlecht werden!“ Die Stimme erstarb in einem unverständlichen Flüstern. Dann wurde es still, ganz still.

Der Sohn war am Rande des Bettes in die Knie gesunken und bedeckte sein Antlitz mit den Händen. Die traumverlorenen Worte des Vaters hatten ihn niedergezwungen. Er neigte sein Haupt, aber sein Mund blieb stumm. Nun erhob sich Theo, warf noch einen langen Blick auf den Schläfer und schritt aus dem Zimmer.

„Du wirst bei ihm bleiben, mein gutes Weib! Ich muß fort. Küsse mich noch einmal, so wie einst, da wir noch im Geiste Kinder waren. So! Und dann bete, bete, daß . . . alles wieder gut wird.“

„Du sollst nicht von mir gehen, Theo; du sollst nicht!“

Aus angstgepreßtem Herzen kam der Ruf. Das Weib hing an seinem Hals und wollte ihn nicht lassen.

Da küßte er sie noch einmal in ganzer Glut, dann riß er sich gewaltsam los und stürmte hinaus in die Nacht. Das Weib aber sank schluchzend zusammen. — Draußen war der Nachtwind aufgesprungen. Schnee fiel in großen Flocken hernieder. Der Mond suchte hinter schwachem, duftig weichem Gewölke eine Ruhestätte. Theo erreichte die Höhe vor dem Dorfe.

Drunten im Tal schlummerte friedlich sein Heimatsdörfchen unter der weißen, immer dichter werdenden Decke. Lichtschein blinkte aus den Hütten herauf. Blinzeln tauchte hier und da ein helles Fensterlein auf. Verlorenes Sundegebell klang undeutlich herüber.

Und dorthin hatte ihn sein Schritt getragen, um das Volk, die Genossen seiner Jugend, aufzurütteln, aufzuwecken zu einem neuen Dasein! Zu einem besseren? — Jeder soll in Frieden mitwirken am Bau seiner Heimat und Steine dazu herbeitragen. Hatte er nicht Krieg statt Frieden, Haß statt Liebe, Sader statt Veröhnung geboten? Bitter lachte er auf. — Da rauschte ein Windstoß durch den hohen Baum. Im Westen erhob sich eine dunkle Wolkenwand. Ein schwarzer Vogel, der in der großen Ulme seinen Abendschlummer gehalten hatte, scheuchte empor und flog mit schlaftrunknem Flügelschlage krächzend dem Walde zu.

„Was kündest du, Unglücksrabe? Wo sind meine Gesellen?“

Warum fielen ihm die Gesellen ein? Warum beklemmte ein Gefühl, worüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, seine Brust? War es jene geheimnisvolle Macht, die des Einsamen Gedanken hinüberzog gleichsam zur Hilfe jenen beiden andern, die zu derselben Stunde um ihr Leben kämpften? Er vermochte die beiden Jüngenossen nicht aus seinem Gedankenkreise zu bannen. War es eine Ahnung?

Der Wind ward stärker. Die Wolkenwand rückte schnell höher. Dichter fiel der Schnee und wurde vom Winde dem Wanderer ins Gesicht gepeitscht. Ein Frost-

schauer überlief ihn; er fuhr mit der Hand über das Gesicht; es glühte im Fieber. Da zog er den Mantel fester um seine Schultern und eilte die breite Landstraße hinab der Bergstadt zu. Gespenstisch streckten die alten Kirschbäume am Wege die Äste in die Luft. Ein Schüttelfrost packte ihn. Er fühlte in den Gliedern eine bleischwere Mattigkeit, die ihn mit unheimlicher Gewalt zog, sich in den Schnee zu legen, zu ruhen und — nicht mehr zu erwachen. Es flimmerte und gleiste vor seinen Augen, es wiegte, summite und sang in den Ohren. Er raffte sich auf und begann zu laufen, um sich zu erwärmen. In Schweiß gebadet, aber innerlich vor Kälte zitternd, erreichte er den Bahnhof und einen Zug, der ihn in seine Stadt führte.

In seinem Arbeitszimmer saß an demselben Abend der Redakteur Sagorski, vor sich auf dem Tische eine Arbeit, die aber nicht in Fluß kommen wollte. Ungebuldig schaute er nach der Uhr. Die neunte Stunde war längst vorüber. Warum kam Sukalski nicht, den er bestellt hatte?

Sollte etwas Unvorhergesehenes geschehen sein? Er war doch unvorsichtig gewesen, jenem Manne die wichtigen Papiere anzuvertrauen.

Sagorski erhob sich und begann im Zimmer auf- und abzugehen. Seine Unruhe wurde immer größer. Selbst die Zigarette wollte heute nicht schmecken, ärgerlich warf er sie in die Asche. Dann ging er vor die Tür und schaute die Straße hinab. Vergeblich. Enttäuscht kehrte der Redakteur ins Zimmer zurück.

Plötzlich ertönte die Flurglocke.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ging Sagorski hinaus, zu öffnen, machte aber ein verblüfftes Gesicht, als er nicht Sukalski, sondern Werner erblickte.

„Nun, so spät noch?“ Einen Ton des Ungelegenkommens vermochte Sagorski aus seiner Stimme nicht zu bannen.

Der andere hörte ihn heraus.

„Ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen, und da ich beim Vorübergehen noch Licht in Ihrem Zimmer sah, hielt ich es für das beste, es gleich zu tun.“

„Ja, richtig! Sie waren in Reden; ich verstehe. Ist hoffentlich erfolgreich ausgefallen, wie immer? Bitte, treten Sie ein.“

Werner hatte den Schnee abgeschüttelt, den Mantel abgelegt und trat in das Zimmer.

Als Sagorski ihn beim hellen Schein der Lampe ins Auge faßte, blickte er betroffen auf. Wie sah der andere aus? Glühende Röte bedeckte sein Gesicht; aus seinen Augen lohte Fieberglut. Er kam ihm ganz fremd vor in diesem Augenblick.

„Was ist Ihnen, Theo? Sie fiebern ja. Ihr Zustand gefällt mir schon längere Zeit nicht.“

„Und trotzdem schickten Sie mich heute nach Reden, ausgerechnet nach Reden! Warum taten Sie das?“

Der andere horchte mißtrauisch auf. Was bezweckte Werner mit der Frage? Und dieser Ton! War das noch der des bereitwilligen Anhängers?

„Ich habe Ihnen ja schriftlich hinterlassen, weshalb Ihre Unwesenheit in Reden notwendig war. Hat es Sie gereut, hingegangen zu sein?“

„Gereut oder nicht! Beantworten Sie mir, bitte, ohne Umschweife meine Frage! Sie wollten die letzte Brücke hinter mir abbrehen!“

Sagorski warf einen forschenden Blick auf Werner. Er begann nichts Gutes zu ahnen.

„Und wenn es so wäre?“

„Dann hätten Sie falsch kalkuliert.“

„Wie versteh ich das?“

„Daß mir heute zum ersten Male meine Tätigkeit leid geworden ist. In dieser Art kann es nicht weiter geben. Wir sind auf falschem Wege.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Deutschtum in der Welt

Das Neueste aus deutscher Welt

Der in Hazebrouk tagende Kongreß der französischen Flamen hat unter dem Vorsitz des Dekans der philosophischen Fakultät der Universität Lille, Lootan, eine Entschliebung angenommen, in der erklärt wird, daß die Bewegung rein regionalistischen Charakter trägt. Alle Flamen werden aufgefordert, für die Bewahrung ihrer Überlieferungen einzutreten und zu verlangen, daß ihre Sprache und Literatur in das Unterrichtsprogramm an den Volks-, Mittel- und Hochschulen aufgenommen wird.

Die Regierung hat die Steuerverordnung und den Haushaltsplan der kulturellen Selbstverwaltung der Deutschen Estlands bestätigt. Der Haushaltsplan schließt mit 14 682 445 estnische Mark ab, von denen 8 Millionen durch Steuern, 3 Millionen durch Spenden und 3,5 Millionen durch staatliche Zuschüsse aufgebracht werden. Das Deutschtum Estlands übernimmt also trotz seiner Verarmung zur Erhaltung und Entwicklung seines Schulwesens eine freiwillige Selbstbesteuerung von etwa 550 estnischen Mark je Kopf.

Die Deutsche Vereinigung in Polen hat im Sejm an den Ministerpräsidenten und den Innenminister eine Interpellation gerichtet, die sich mit der Beschränkung der deutschen Sprache beim Verkehr der deutschen Minderheiten mit den Verwaltungsbehörden in Posen und Pommerellen befaßt. — Mehrfache Gesuche der Masuren im Kreise Soldau auf Einführung der deutschen Unterrichtssprache für ihre Kinder sind mit der Begründung abgelehnt worden, daß die Eltern masurischer Abstammung, also „Polen“ seien und keinen Anspruch auf die deutsche Unterrichtssprache hätten. Daraufhin hatten die Eltern verschiedener Ortschaften zu Beginn dieses Jahres Ge-

suche an das Thorner Kuratorium gerichtet, in denen sie erklärten, daß sie deutscher Nationalität seien. Die Gesuche wurden abgelehnt „wegen Mangel an rechtlichen Unterlagen“. — In Sobenlinde (Polnischoberschlesien) erhielten die Eltern, die ihre Kinder für die deutsche Minderheitsschule angemeldet hatten, polizeiliche Vorladungen. Im Beisein eines Wojwodschaftsbeamten aus Rattowitz wurden sie ersucht anzugeben, aus welchen Gründen sie ihre Kinder für die deutsche Minderheitsschule angemeldet haben. In Rattowitz und sämtlichen größeren Städten Polnischoberschlesiens beabsichtigt man ähnliche polizeiliche Vorladungen, deren Zweck wohl nichts anderes als eine Einschüchterung der deutschen Bevölkerung sein soll. — Am 23. Juni hat die deutsche Staatsgewerbeschule in Bielitz, die bedeutendste technische Lehranstalt nicht nur Polnischoberschlesiens, sondern im Rahmen einer Mittelschule auch das einzige Lehrinstitut von Rang und Ansehen in ganz Polen, ihre Pforten für die deutsche Schuljugend geschlossen. Mit der neuen Staatlichkeit Polens setzte auch hier der Polonisierungsprozeß ein. Von den neuen Lehrkräften wurde die Politik in diese Schule gebracht und schon für das Jahr 1923/24 folgte die Verfügung über die Sperrung des ersten Jahrganges aller deutschen Abteilungen. Dieser Verfügung ist nun der letzte deutsche Jahrgang zum Opfer gefallen. — Die Deutsche Vereinigung im polnischen Sejm und Senat hat ihre eventuelle Unterstützung der Regierung Bartel-Pilsudski in erster Linie von einer sofortigen Besserung der erschütternden Lage der deutschen Kolonisten in Wolhynien abhängig gemacht, deren Telegramme unter den Deutschen große Beunruhigung hervorgerufen haben.

Die 900-Jahrfeier der deutschen Siedlung Resmark in der Zips, die unter tschechoslowakischer Herrschaft steht,

wurde durch eine Reihe von Tagungen und durch eine Ausstellung festlich begangen.

Ein Ferienkinderaustausch „Alpenland — Ostseestrand“ zwischen österreichischen und reichsdeutschen Kindern wurde durch den V. D. U. eingeleitet. 258 Schulgruppenmitglieder des V. D. U. aus Danzig und Pommern waren Gäste der Österreicher (in Linz a. d. Donau, Graz, Klagenfurt, Innsbruck, Rustein und Steier). Eine gleiche Anzahl österreichischer Kinder ist zu einem vierwöchigen Aufenthalt nach Deutschland gekommen.

In Sarata in Rumänien fand Ende August eine Tagung der deutsch-berarabischen Lehrerschaft statt, zu der auch deutsche Lehrer aus dem Banat geladen waren. — Einen schweren Schlag für die deutschen Bühnen in Rumänien bedeuten die Bedingungen, die an die Erwerbung der Spielkonzession für deutsche Theater geknüpft sind. Alle Mitglieder der Theatergesellschaften müssen die rumänische Staatsangehörigkeit besitzen. Außerdem müssen die Direktoren monatlich acht Tage lang das Theater, die Dekorationen und das gesamte Bühnenpersonal den rumänischen Gesellschaften ohne jedes Entgelt überlassen. — Die Frage der Banater Ordens- und Klosterschulen ist in einem für die Banater deutschen Katholiken ungünstigen Sinne entschieden worden, da sie nicht als „konfessionelle“ Schulen anerkannt werden. Hiervon werden in erster Linie das Piarsien-gymnasium sowie die dortigen deutschen Mädchenmittelschulen betroffen, in denen fast überall Schulschwestern unterrichten. — Dr. Viktor Roth, der siebenbürgisch-sächsischer Gelehrter und evangelischer Stadtpfarrer in Mühlbach in Siebenbürgen, ist von der rumänischen Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied ernannt worden. Stadtpfarrer Dr. Roth hat sich besonders auf dem Gebiet der Kunstgeschichtlichen Forschung ausgezeichnet und darüber eine ganze Reihe von Einzelarbeiten veröffentlicht.

Im deutschen Wolgagebiet hat die Überschwemmung große Verheerungen angerichtet.

In Gottschee ist der letzte deutsche Gesangsverein aufgelöst worden, weil er an einer Tagung seiner Landsleute in Kärnten teilgenommen hat. — Mit der im vergangenen Jahre erfolgten behördlichen Auflösung des Deutschen Lesevereins in Gottschee ging die letzte kulturelle Einrichtung der Deutschen im Gottscheer Ländchen verloren. Das kulturelle Verlangen der Gottscheer Deutschen und ihr Bedürfnis nach deutschem Schrifttum konnte sich aber damit nicht zufrieden geben, und sie trachteten, sich einen neuen Leseverein zu schaffen. Die erste Vorlage der Satzungen erfolgte unter der Überschrift „Leseverein in Rotschewje“. Diese Überschrift wurde aber als mit dem Inhalte der Satzungen nicht im Einklang stehend nicht genehmigt. Der Verein wurde daher in „Tschitalnischko Drushtwo in Rotschewje“ (zu deutsch: Leseverein zu Gottschee) umbenannt. Zum Obmanne wurde Dr. Arko gewählt, der bei der Darlegung der leitenden Grundsätze des Vereins hervorhob, daß es die erste Aufgabe des Vereinsausschusses sein werde, bei der Großgespannschaft um die Rückgabe der beschlagnahmten alten Bücherei des früheren Deutschen Lesevereins anzufuchen.

Der Rundgebung der drei bayerischen Landesuniversitäten und der Technischen Hochschule München gegen die Unterdrückung Südtirols hat sich auch die Wiener Universität angeschlossen.

Der Fremdenverkehr in Südtirol hat sich im vergangenen Monat so günstig entwickelt, daß er sogar die Vorkriegsstatistik übertroffen hat. Von den insgesamt 15 300 Personen und 28 600 Aufenthaltstagen entfallen auf die Deutschen, die an erster Stelle stehen, 6500 Personen und 13 000 Aufenthaltstage; danach folgen die Italiener mit 3500 Personen und 6000 Aufenthaltstagen.

Büchertisch

Sämtliche hier angeführten und besprochenen Bücher sind zu den festgesetzten Tagespreisen durch die Verlagsbuchhandlung des V.D.A.-Wirtschaftsunternehmens, Dresden, Wilsdruffer Str. 16 zu beziehen.

Der Rembrandtdeutsche

Von seinem Freunde Benedikt Momme
Nissen. Verlag Herder & Co., Frei-
burg im Breisgau 1926.

Das Leben eines ganz eigenen, abseitigen Menschen läßt das Buch vor unseren Augen entstehen, dem der so eben verstorbene Bischof Keppeler von Rottenburg ein Einführungswort mitgegeben hat. Julius Langbehn war einer jener Führer zur Deutschtum, die, wie Lagarde, von einer verstandesmäßig nicht zu ergründenden und erklärenden Flamme durchläutert und innerlich verbrannt wurden und sich aufreckten mit beschwörender Prophetengebarde gegen erdrückende Übermacht einer Zeit, der alle Voraussetzungen zum Verständnis dieser Sendung fehlten. Auf Amt, Ehren, Entlohnung, ja, auf die einfachsten Selbstverständlichkeiten eines geregelten Lebens verzichtend, hat „Der Rembrandtdeutsche“, dessen Gestalt und Wesen völlig ins Dunkel hinter sein Werk zurücktrat, einer zum Untergang treibenden, auf äußeren Schein und Machtentfaltung eingestellten deutschen Geschichtsspanne einen Spiegel vorgehalten und zur Umkehr gemahnt. Zehntausende hat er, der Unsichtbare, ergriffen. Dem Zusammenbruch hat er nicht wehren können. Salimstes nicht nur ahnend, sondern wissend, hat er sich in einen Hafen geflüchtet, der ihm allein Ruhe zu versprechen schien, in die katholische Kirche. Er, der Frieser, der Nordgermane. Wie alles dies aus innerer Notwendigkeit erwuchs, wie äußeres und inneres Leben auf Wegen absteiges aller betretenen Straßen der Zeit seiner Bestimmung zulief, das ist in diesem Buch von Freundeshand aufgezeichnet. Vieles, was Langbehn, die Nebel seiner Zeit mit geradezu unheimlicher Blickschärfe durchdringend, sah und gestaltete, beginnt uns heute, nachdem uns der Zusammenbruch äußerer Werte zu innerer Selbstprüfung ge-

zwungen hat, als Entwicklungstatsache unseres Volkstums Ereignis zu werden. „Politische Grenzen besagen für mich nichts. Meine Rasse ist mein Vaterland,“ — wie nahe liegen uns heute solche Ausblicke großgermanischer Gesinnung. Der Verfasser der Lebensgeschichte dieses einsamen, querköpfigen Propheten, der in einem Thoma und einem Leibl Bahnbrecher der neuen Gesinnung zu einer Zeit sah, als man diese Namen kaum kannte, der über die tiefen Zusammenhänge von Blut und Seele Tiefstes zu sagen wußte, kündigt uns in den nachgelassenen Werken seines toten Freundes Bedeutsames an. Wir alle, die wir in dem Wust der Scheinwerte Bleibendes suchen, die wir unseres Volkes tragisches Schicksal als Verpflichtung empfinden, können an dem Rembrandtdeutschen nicht vorbei, mag auch manches, besonders in der religiösen Entwicklungslinie Langbehns und seiner Freunde, uns fremdartig anmuten. „Auch er war die Stimme eines Rufenden in der Wüste,“ hat der Bischof von Rottenburg auf Langbehns Grabstein geschrieben.

„Man soll die Geister scheiden, statt sie zu verschmieren. Reinliche Scheidung ist göttliches Leben. Reformieren ist das Gegenteil von verschmieren,“ sagt er. Auch heute noch ist weitbin Wüste. Und wir hören nicht nur einen Rufenden — deren gibt es viele heut im Konzert der Lebensreformatoren — sondern einen Berufenen, der selbst wußte, daß sein Werk, Geister scheidend und des neuen Deutschtums gottbestimmte Wesenhaftigkeit aufzeigend, ihn überleben würde. B.

Sudetendeutscher Hochschulführer

nennt sich ein im Auftrage des Kreises II der Deutschen Studentenschaft (Sudetendeutsche Studentenschaft) herausgegebenes Taschenbuch, das sehr wertvolle Angaben der verschiedensten Art über alle Sudetendeutschen Hochschulen, Studentenschaft,

Verbindungen, Schutzvereine, Schrifttum, wirtschaftliche Einrichtungen usw. enthält. Wir empfehlen besonders unseren Schul- und Jugendgruppen diesen „Hochschulführer“ mit der dringenden Mahnung, einige Semester des Studiums an einer deutschen Hochschule in der Tschechoslowakei zur Stützung des schwer kämpfenden Deutschtums zu verbringen. Alle Einzelbedingungen sind aus dem Taschenbuch zu ersehen, das über die Hauptgeschäftsstelle des Vereins zu beziehen ist. Auch unsere Ortsgruppen, die studierende Stipendientempfänger betreuen, seien auf diesen „Hochschulführer“ hingewiesen. Preis des „Hochschulführers“ 1,50 M. für jugendliche Schüler 1,25 M. Bei größerem Bezug noch weitere Ermäßigung.

Der Deutsche und das Rheingebiet nennt sich eine in der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle, erschienene Sammlung von Vorträgen, die im Zusammenhang mit der Jahrtausendfeier der Rheinlande an der Hallenser Universität gehalten worden sind und die, mit zahlreichen Kartentafeln und Bildern versehen, ein Bild der Problemlagerung auf wissenschaftlichem Boden geben. Das sorgfältig ausgestattete und gehaltvolle, dabei aber niemals rein wissenschaftlich trockene Buch dürfte über die Jubiläumszeit hinaus das wissenschaftliche Rüstzeug im noch längst nicht abgeschlossenen Kampf um unsere Westgrenzen wirkungsvoll ergänzen. Es arbeiteten mit: J. Ficker (Elsaß-Lothringen), M. Fleischmann (Rhein und Saar in den Bänden von Versailles), O. Schlüter (Aufbau, Gliederung, Lage des Rheingebietes), S. Sahn (Vorgeschichte, Volkskunde), R. Holzmann (Geschichte), R. Voregisch, V. D. A. Halle (Sprachgrenze und ihre Bedeutung für Frankreich), G. Baesecke (Literatur im Mittelalter), F. J. Schneider (Literatur seit 17. Jahrhundert), P. Frenkl (Nation und Kunst), G. Albin (Wirtschaftliche Bedeutung).

Wanderheime der Jugend

Von Karl Broschmer. Wilhelm Limperts Verlag, Dresden-N. 1.
Ein im Geiste des Jugendwanderns und der Volks- und Heimatliebe geschaut, mit zahlreichen Bildern ausgestattetes Büchlein, das zugleich einen Querschnitt durch die gegenwärtige Jugendbewegung gibt. Preis des gebundenen Buches 4 M.

Das Deutschtum in Chile

Alle Freunde und Mitglieder unseres Vereins, die sich für unsere Landsleute in Chile interessieren, müssen folgende Veröffentlichungen des Deutsch-Chilenischen Bundes, Concepcion, Casilla 950, lesen: Deutsche Monatshefte für Chile, jedes Heft über 50 Seiten zahlreiche Bilder auf Glanzpapier, Preis für den Jahrgang 12 M. Jahrbuch 1926. Zahlreiche Abbildungen, umfangreicher Text. Preis 3 M. Kurt Bauer, Das Gewissen der Stadt. Die Geschichte Valdivias als deutsche Siedlung, eines der bedeutendsten Werke Deutscher im Ausland. Zahlreiche Abbildungen. Preis 8 M. Vertreter in Deutschland: Martin Riegel, Hamburg 13, Grindelberg 79. Sämtliche Veröffentlichungen durch unser Wirtschaftsunternehmen.

Der Preis des in Heft 9 1926 der „Deutschen Welt“ besprochenen Austria-Hotelbuches wurde vom Verlag von 5 M auf 3 M erniedrigt.

Bücher über das Deutschtum in der Welt

enthält unsere große Buchliste, die wir kostenlos versenden.

Verein für das Deutschtum im Ausland,
Wirtschaftsunternehmen G. m. h. H.,
Dresden-A. 1, Wilsdruffer Straße 16

Verantwortliche Schriftleitung: Fritz Carl Badendieck, Leiter der Presseabteilung des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Berlin W 62. — Verlag: Verein für das Deutschtum im Ausland, Wirtschaftsunternehmen, G. m. b. H., Dresden-N., Wilsdruffer Straße 16. Postcheckkonto: Dresden 22175. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter für Österreich: R. L. Schwarz, Wien IV, Schaumburggasse Nr. 14. — Druck: Liepsch & Reichardt, Dresden-N., Marienstraße 38/42.



Verein für das Deutschtum im Ausland

Berlin W 62, Rurfürstenstraße 105

Fernruf: Steinplatz 8927, 8928 (Kasse usw.). Postscheckkonto: Berlin 88467,

Bankkonto: Direktion der Diskonto-Gesellschaft, Depositenkasse Kleiststraße 23.
Berlin W 62.

Unser Ehrenvorsitzender

Herr Reichspräsident

Paul von Hindenburg

Generalfeldmarschall, G. G.

feierte am 2. Oktober 1926 seinen 79. Geburtstag. Auch an dieser Stelle seien ihm unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zugerufen. Mögen ihm noch lange Jahre voller Gesundheit und reicher Tätigkeit zum Segen des ganzen deutschen Volkes vergönnt sein.

Verein für das Deutschtum im Ausland

Der deutsche Schulverein in Helsingfors

Von Gerhard Müller-Reichau



ine große deutsche Auslandskolonie ist diejenige in Helsingfors; die deutsche evangelische Gemeinde dort zählt rund 2000 Mitglieder. Es leuchtet ein, daß eine derartig starke Gemeinde auch einer möglichst leistungsfähigen Schule bedarf; und in der Tat kann die deutsche Schule in Helsingfors für sich in Anspruch nehmen, eine der am besten organisierten und verwalteten deutschen Auslandschulen zu sein. Und das ganz besonders, seitdem gerade jetzt vor zwei Jahren der „deutsche Schulverein in Helsingfors“ ins Leben getreten ist.

Bis dahin war der „Wohltätigkeitsverein“ Besitzer und Pfleger der Schule gewesen. Finanzielle Schwierigkeiten waren es vor allen Dingen, die den Gedanken, einen besonderen Schulverein zu gründen, zur Reife gelangen ließen, um die Erhaltung und Fortführung der Schule, deren Bestand ernstlich gefährdet erschien, zu gewährleisten. Und der schon in dieser kurzen Zeit von zwei Jahren erzielte Erfolg hat die Vorteile dieser Vereinsneugründung klar erwiesen. Unter dem Vorsitz des Konsuls Kommerzienrat Goldbeck-Löwe bildete sich im Sommer 1922 ein vorläufiger Vorstand. Er entwickelte eine rege und rührige Werbetätigkeit, deren Erfolg sich zunächst in dem raschen Wachsen seiner Mitgliederzahl zeigte. Nachdem der Verein dann vom Wohltätigkeitsverein das Schulgebäude mit sämtlichem Inventar gegen Erstattung der reinen Unkosten übernommen hatte, konnte er sich endgültig konstituieren und an seine erste Hauptaufgabe, die wirtschaftliche Sicherstellung der Schule, herangehen.

Eine erste wesentliche Hilfe brachte eine Spende von 45 000 Finnmark seitens des finnischen Staates; größere Schenkungen von Firmen in Selsingfors wie auch in Deutschland halfen weiter. Dazu kamen die nicht unbeträchtlichen Mitgliederbeiträge und eine Gabe von 20 000 Finnmark vom deutschen Frauenverein in Selsingfors, der einen großen Basar veranstaltete, um neben Mitteln zur Linderung der Not des Ruhrgebietes auch für diese dringende Aufgabe solche zu sammeln. So gelang es, die Ausgaben und Einnahmen auszugleichen; ein geringer Fehlbetrag wurde aus den als Grundkapital anzusehenden einmaligen Mitgliederzahlungen noch gedeckt. So konnte der Verein, als er vor jetzt einem Jahr seinen ersten Geschäftsbericht veröffentlichte, auf wertvolle Anfangserfolge zurückblicken.

Noch längst aber war nicht alles erreicht. Notwendige hygienische Verbesserungen am Schullokal mußten noch wegen Mangels an Geldmitteln unterbleiben. Auch die Lehrergehälter konnten noch nicht denjenigen der finnischen Lehrpersonen angeglichen werden; auch mußte aus demselben Grunde noch auf die Eröffnung der sechsten Klasse verzichtet werden, und der Aufbau der sogenannten Gymnasialklassen konnte erst für den Herbst 1925 ins Auge gefaßt werden. Eine große Fülle von Aufgaben blieb somit dem nächsten Geschäftsjahr vorbehalten; aber dank der echt deutschen Fähigkeit, mit der die Männer und Frauen des Schulvereins ihren Zielen nachstrebten, und weiter nachgehen, gelang es auch hier, manches in Erfüllung gehen zu lassen.

Besonders schwierig war die Lösung der Lokalfrage. Von Jahr zu Jahr ist die Schülerzahl gestiegen; die Unterbringung der überfüllten Klassen gestaltete sich immer schwieriger. Es blieb schließlich kein anderer Ausweg mehr übrig, als dem Gedanken eines Vergrößerungsbaues energisch näherzutreten, der aber naturgemäß Geldmittel von ganz bedeutender Höhe erforderlich machte. Jedoch auch an diese fast unlösbar erscheinende Aufgabe ging man mit Gottvertrauen und Mut heran; und wenn auch nicht leichtes Herzens, so doch in fester Zuversicht auf die Überwindung aller Hindernisse griff man den Bau an. Auf 700 000 Finnmark waren die Kosten veranschlagt; die deutsche Regierung gab eine Beihilfe von 5000 Goldmark; die großen Firmen in den deutschen Hansestädten, die mit Finnland in Geschäftsverbindung stehen, beteiligten sich mit Spenden; auch der finnische Staat hat wiederum sein Interesse bewiesen; und wenn die Hilfe der deutschen Kolonie und sonstiger Freunde der Schule dem Verein weiterhin zuteil wird, wie das bereits in sehr dankenswerter Weise von einzelnen Seiten, auch von Finnländern und anderen Nichtdeutschen aus geschieht, so darf der Schulverein damit rechnen, die Finanzierung des Schulbaues in absehbarer Zeit bewerkstelligt zu haben. Natürlich ist es auch hoch an der Zeit, die Einkünfte der Lehrer und Lehrerinnen so zu erhöhen, daß sie den finnischen nicht mehr nachstehen; und dafür sind nicht nur einmalige, sondern laufende erhebliche Einnahmen nötig. So kämpft der deutsche Schulverein in Selsingfors gegen viele Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten; aber es handelt

sich um ein Kulturwerk von so ungeheurer Bedeutung, daß auch nicht ein einziger der an ihm Beteiligten angesichts irgendwelcher Widerstände die Segel streichen würde.

Die deutsche Schule darf mit vollem Recht als eins der allerwichtigsten Bindeglieder zwischen Finnland und Deutschland betrachtet werden. Die gesamte Kultur Finnlands ist in außerordentlich hohem Maße von deutschem Geist beeinflusst; auf allen höheren Schulen ist die deutsche Sprache Pflichtfach. Dem entspricht es natürlich nur, wenn auch von finnländischer Seite das Blühen und Gedeihen der deutschen Schule gern gesehen wird. Bisher betrug die Zahl der die Schule besuchenden Kinder etwa 250; nach dem jetzt seiner Vollendung entgegengehenden Neubau ist Raum für 300; und unter diesen befinden sich nicht wenige von finnischen Eltern; die Zahl derjenigen Finnländer, die ihre Kinder mit besonderer Vorliebe in die deutsche Schule schicken, ist auch in einem stetigen Steigen begriffen, und es leuchtet ein, daß in der hier an deutschen und finnischen Kindern gemeinsam geleisteten Unterrichts- und Erziehungsarbeit die wertvollste Grundlage für die Ausgestaltung der kulturellen wie auch der sonstigen freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern und Ländern gelegt wird. Sowohl um dieser Aufgabe in immer höherem Maße gerecht werden zu können, wie auch um den Eltern die Möglichkeit zu schaffen, ihre Kinder bis zum Besuch der Universität bei sich zu behalten, ist es aber erforderlich, daß die Schule im Laufe der Zeit zu einer Anstalt mit Maturitätsberechtigung ausgebaut wird. Und dieses Ziel hat sich denn auch der Schulverein gesteckt. Noch vor einem Jahre mußte er berichten, daß ein Gesuch um Verleihung der Rechte einer Mittelschule vom Staatsrat vorläufig abschlägig beschieden worden war, da die oberen Klassen noch nicht genügend die Landessprachen (Schwedisch und finnisch) beherrschten; inzwischen konnte mir der Vorsitzende, Kommerzienrat Goldbeck-Löwe, bereits mitteilen, daß das Recht einer höheren Schule so gut wie sichergestellt sei. Die Schule wird dann etwa den Charakter eines deutschen Realgymnasiums bekommen. Dann werden die von ihr abgehenden Schüler ohne weiteres das Recht zum Studentenexamen haben (in Finnland ist die Maturitätsprüfung ein akademisches Examen und wird nach Absolvierung einer höheren Schule auf der Universität abgelegt) und das Abgangszeugnis wird — vier Jahre dauert es noch, bis die letzten Klassen aufgebaut sind — zum Studium an deutschen Universitäten und Hochschulen berechtigen.

Hilfswerk für das durch die Überschwemmung bedrohte Deutschtum in Südslawien

Die Deutschen in der Batscha, Baranja und im Banat wurden im Juli-August von einer

Überschwemmungskatastrophe

betroffen, die in der Geschichte dieser deutsch-schwäbischen Besiedlungsgebiete ohne Beispiel dasteht. Im ganzen Überschwemmungsgebiet sind rund 250 000 Joch gleich 500 000 Morgen unter Wasser; 300 000 Morgen davon sind deutsch-schwäbischer Besitz! Fast die ganze Ernte, viele Hunderte, ja tausende Wohnstätten fielen der rasend gewordenen Donau zum Opfer.

Den an der Hilfsarbeit für das von der Überschwemmung schwer betroffene Deutschtum in Südslawien beteiligten reichsdeutschen Verbänden in Berlin und Stuttgart wird ein Aufruf des Deutschen Hilfsausschusses in Neusatz (Südslawien) übermittelt, in welchem es heißt:

Deutsche Volksgenossen!

Der Deutsche Hilfsausschuß in Neusatz, der im Jahre 1923 eure edelmütige Hilfeleistung für die hungernden Kinder und Greise in Deutschland organisierte und durchführte, appelliert nun an eure Mildtätigkeit und brüderliche Hilfsbereit-

schaft auch zur Linderung der bitteren Not eurer Volks- und Heimatgenossen im Donaugebiete, die durch eine Hochwasserkatastrophe, wie wir sie seit Menschen- gedenken nicht mehr erlebten, um Haus und Hof, um die Früchte ihrer Arbeit gebracht wurden und ohne eure ausgiebige Bruderhilfe größtem Elend ent- gegengehen. Von Upatin bis Neusag herunter sind Dugende von Dörfern überschwemmt, Tausende von Häusern eingestürzt, Hunderttausende von Jochen felbes überflutet, viele Tausende von Familien ohne Obdach und Brot.

Eurer Teilnahme und Hilfsbereitschaft gewiß, ladet euch der Deutsche Hilfs- ausschuß alle, die eines guten Willens sind, Vertreter von deutschen Gemeinden, Vereinen und Körperschaften, wirtschaftlichen Organisationen und humanitären Vereinigungen, die Vertreter unserer deutschen Geistlichkeit, des deutschen Bürger- tums, Bauern- und Gewerbestandes, insbesondere auch unsere deutschen Hoch- schüler ein, in Neusag zu einer Beratung zusammenzutreten, um Mittel und Wege zu finden, wie auch wir Deutsche an dem großen Hilfswerke, das im ganzen Lande für die Überschwemmten in Angriff genommen wird, würdig teilnehmen und unsere Bruderhilfe den vom Hochwasser betroffenen deutschen Siedlungen angeheissen lassen können.

Der Hilfsausschuß bittet um zahlreiche Teilnahme, damit die entsprechende Organisation in den Gemeinden von den Teilnehmern ehestens in Angriff ge- nommen werden könne und das Hilfswerk alsbald Früchte trage. Besondere Ein- ladungen werden nicht versendet.

Jeder hilfsbereite deutsche Mann ist willkommen!

Wir bringen diesen Aufruf der deutschen Öffentlichkeit zur Kenntnis und richten an alle reichsdeutschen Volksgenossen die dringliche Bitte, an die bewährte Volkstreue und die opferwillige Hilfsbereitschaft der Stammesbrüder an der Donau zu denken und, sei es auch mit kleineren Spenden, die allerärmste Not, die besonders im kommenden Winter sehr drückend sein wird, zu lindern.

Deutsches Ausland-Institut,
Stuttgart

Verein für das Deutschtum im Ausland,
Berlin.

Spenden auf Postcheckkonto Verein für das Deutschtum im Ausland Berlin
Nr. 88467 (lt. Sammelerlaubnis vom 31. August 1926).

An unsere verehrlichen Orts- und Schulgruppen!

Zum erstenmal seit vier Jahren konnte der Verein für das Deutschtum im Aus- land wiederum sein Jahrbuch herausbringen. Handelt das letzte Jahrbuch 1922 von den „Schicksalen und der Entwicklung des Grenz- und Auslandsdeutsh- tums im letzten Jahrzehnt, insbesondere seit dem Weltkrieg“, so ist diesmal durch den ausgebauten allgemeinen Teil dem Wissen vom Auslandsdeutschtum eine breitere Grundlage gegeben und im besonderen Teil das Deutschtum des europäischen Nordens und Nordostens, der romanischen Länder Europas, der Balkanhalbinsel, des europäischen Südostens, der Randstaaten und Sowjet- russlands auf Grund der Verhältnisse von 1925 behandelt, während das Grenz- land- und das Übersedeutschtum dem Jahrbuche 1927 vorbehalten blieb. Ver- fasser ist wiederum der Leiter des Leipziger „Institutes für Auslandskunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum“, der durch mehrere Studienreisen seit 1900 den deutschen Siedlungen des Ostens und Südostens seine Aufmerksamkeit zu- wandte und vor dem Weltkrieg auf der Internationalen Ausstellung für Buch- gewerbe und Graphik zu Leipzig mit Unterstützung des V. D. A. eine Sonder- ausstellung „Deutsche Geisteskultur und Deutschtum im Ausland“ aufbaute.

Der leidvollen Tatsache, daß ein Drittel des gesamten Deutschtums heute im Auslande lebt, steht die freudvolle gegenüber, daß dieses Deutschtum im Aus- land sich durch die Aufsaugungsbestrebungen fremder Staatsvölker nicht be- irren läßt, sondern mit allen Kräften bestrebt bleibt, seine deutsche Kultur, sein Volkstum und seine Sprache zu behalten, so daß eine künftige groß-

deutsche Volksgemeinschaft, die ein kulturelles Band um alle Deutschen der Welt schlingt, nicht nur als Schemen in der Zukunft steht. Daß die Frage des Grenz- und Auslanddeutschtums als Teil der Minderheitenfrage auch in der Politik eine größere Rolle zu spielen beginnt, als viele ahnen, sei nur nebenbei bemerkt. Aus diesem Grunde ist es heute Pflicht jedes Deutschen, sich über die Frage des Grenz- und Auslanddeutschtums weitgehend zu unterrichten.

Der Erfüllung dieser Volkspflicht dient das Jahrbuch, das neue Kunde und neu verfügbares Zahlenmaterial von dem Deutschtum draußen gibt. Der Verein für das Deutschtum im Ausland als Betreuer kultureller und sprachlicher Belange jenseits der Grenzen sah es als seine Pflicht an, trotz der hohen Kosten dieses Werk herauszugeben. Er legt es jedoch seinen Gruppenvorstehern und Mitgliedern ans Herz, das Buch rechtzeitig zu bestellen, damit sie neueste und umfassende Kenntnis über das Gebiet, dessen Pflege sie zum Zusammenschluß in diesem Vereine trieb, in weiteste Mitglieder- und Volkskreise tragen sollen, durch Wort und Vortrag, durch Rede und Schrift.

Trotz des mühselig und unter kostspieligen Opfern errungenen Stoffes wurde der Preis für das 15—16 Bogen (etwa 275 Druckseiten) umfassende Werk nur auf 5 M festgesetzt.

Da die Auflage beschränkt ist, werden Bestellungen nur nach Eingang der Reihenfolge erledigt.

Es wäre zu raten, sich ein Stück des Jahrbuchs zu sichern.

Abendveranstaltungen im Winter

Wenn der Winter beginnt, wird in Orts- und Schulgruppen auch die Veranstaltungsfolge für die Unterhaltungs- und Vergnügungsabende festgesetzt. Ein umsichtiger Gruppenvorstand weiß nun sehr gut, daß nicht allein Vortragsabende nötig sind, die doch vornehmlich dem Zweck dienen sollen, gedanklich für den V. D. A. zu werben. Es gibt oft Aufgaben, die Gedanken und die Ziele des V. D. A. unmerklich in die breite Masse zu tragen und vor allen Dingen auch Menschen unseren Kreisen zuzuführen, die für Vorträge sonst nicht zu haben sind. Diese „wenig Nachdenklichen“ sind nur durch besondere Zugmittel zu gewinnen.

Der feinste Badezusatz

Pinodor

Fichtennadel-Bademilch



PINO-A.G.

Chemische Fabrik Freudenstadt
FREUDENSTADT: Schwarzwald

Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien Auf Wunsch werden Bezugsquellen nachgewiesen.

Meistens wird ja Theater oder Tanz genügen, um sie zu zwingen, den vorhergehenden Vortragsteil auch mit aufzunehmen.

Aber auch durch den besten Vortrag bekommen fernstehende nicht das rechte Bild, wie groß und weitverzweigt die Vereinsarbeit heute schon ist.

Einen sehr trefflichen Einblick geben da unsere Filme.

Wie die Teilnehmer der Ruffstein- und Hirschberg-Tagung bemerkt haben, ist der Kurbelkasten stets vertreten gewesen. Die Filme liegen nun vor. Zu mäßigen Leihgebühren läßt sich der Werbegeanke für die Winterveranstaltungen in die Tat umsetzen.

Das Wirtschaftsunternehmen verfügt zurzeit über einen Bestand von drei Filmen.

1. Der Ruffstein-Film von der V.D.A.-Tagung Pfingsten 1925, 2 Akte, etwa 800 m, Spieldauer 50 Minuten.
2. Der Hirschberg-Film von der V.D.A.-Tagung Pfingsten 1926, 3 Akte, etwa 900 m, Spieldauer 60 Minuten.
3. Der Augustusburg-Film von dem Landestreffen der sächsischen V.D.A.-Jugend am 11. und 12. September 1926, 2 Akte, etwa 700 m, Spieldauer 40 Minuten. Der Film zeigt in vorbildlicher Weise ein Geländespiel, Gruppenaufführungen, sportliche Kämpfe und eine weibevolle Morgenfeier und dürfte weit über die grün-weißen Grenzen Beifall finden.

Selbstverständlich herrscht nach allen Bildstreifen starke Nachfrage, so daß es sehr dienlich ist, den Tag der Veranstaltung schon jetzt festzulegen.

Sollte jedoch eine kleinere Veranstaltung geplant sein, so hat das Wirtschaftsunternehmen Verbindungen angeknüpft, um auch ein Beiprogramm von Filmen belehrender Art zu mäßigen Preisen zu beschaffen, so daß eine abendfüllende Filmvorstellung zustande kommt.

Die verehelichen Orts- und Schulgruppen, die Film- oder Unterhaltungsabende im Laufe des Winters planen, werden gebeten, beim Wirtschaftsunternehmen nachzufragen, das bereitwilligst Auskunft erteilen wird.

Es ist nur zu wünschen, daß die verehelichen Gruppen recht ausgiebigen Gebrauch von dieser ausgezeichneten Werbemöglichkeit machen.

Die in Heft 7 Seite 311 erschienene Notiz über die deutsche Schule in Norburg ist dahin zu berichtigen, daß nicht über die Ortsgruppe Bremen, sondern über die Ortsgruppe L übeck von der deutschen Schule in San Paulo 600 Milreis zum Bau der Schule in Norburg überwiesen sind.

Die Brücke zur alten Heimat

ist für alle im Auslande tätigen deutschen Kaufmannsgehilfen der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband. Seine Arbeit ist der wirtschaftlichen und geistigen Hebung des von ihm vertretenen Berufsstandes gewidmet. Daneben dient er in gleich wirksamem Maße der Förderung der Wohlfahrt des Volksganzen. Mit seinen 275 000 Mitgliedern ist er der größte Angestelltenverband der Welt. Im näheren und weiteren Auslande allein gehören ihm rund 25 000 angestellte Kaufleute an. Schon diese beiden Zahlen allein bezeugen die überragende Bedeutung, die der Verband als großdeutsche Organisation der Kaufmannsgehilfen hat. Berufsgenossen erhalten auf Wunsch gern Beitrittserklärungen und Erläuterungsschriften von der Verwaltung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, Hamburg 36, Holstenwall 4.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| Das baltische Sonderheft | Seite 421 |
| Die Deutsch-Balten | " 421 |
| Baltisches Land, von Dr. Ernst Seraphim, Königsberg | " 423 |
| Spruch, von Professor Dr. M. Wundt | " 431 |
| Von deutschbaltischer Kulturarbeit, von Siegfried Bergengruen | " 432 |
| Vom Inseldeutschtum in Estland, von Wilhelm Schütze | " 434 |
| Die kulturelle Selbstverwaltung der Deutschen in Estland, von Dr. Fasselblatt, Abgeordneter in der estländisch. Volksvertretung | " 438 |
| Von deutscher Arbeit in einer litauischen Kleinstadt, von S. G., Riga | " 444 |
| Der livländische Totengesang, von Otto Glaser | " 447 |
| Bilder aus Aurland, von Heinz-Oskar Schönhoff | " 448 |
| Lieder eines Balten, von Wilhelm Schütze, Arensburg | " 451 |
| Der Rodukäija, eine estnische Geschichte, von Ludmilla v. Nehren | " 452 |
| Zwischen den Völkern, Roman von Robert Kurpiun | " 456 |
| Das Deutschtum in der Welt | " 462 |
| Das Neueste aus deutscher Welt | " 462 |
| Vom Büchertisch | " 464 |
| „Der Rembrandtdeutsche“ | " 464 |
| „Sudetendeutscher Hochschulführer“ | " 464 |
| „Der Deutsche und das Rheingebiet“ | " 465 |
| „Wanderheime der Jugend“ | " 465 |
| „Das Deutschtum in Chile“ | " 465 |
| „Bücher“ | " 465 |
| Verein für das Deutschtum im Ausland | " 466 |
| Der deutsche Schulverein in Helsingfors u. s. f. | " 466 |
| Anzeigenteil Seite I, II, III, IV, 2., 3. und 4. Umschlagseite | |

Der erste Band der Monographienreihe „DAS DEUTSCHTUM IM AUSLAND“
herausgegeben von Dr. Karl Bell

Banat ist erschienen!

Reicher Bilderschmuck, 3 Farbtafeln, 1 Karte — Beiträge von Blaskovics, K. Bell, Eschker, Götz, Hagel, Jung, v. Möller, Muth. Preis Mlk. 6,00 kart., 7,20 halbl.
Das Buch stützt sich auf neueste wissenschaftliche Forschungsergebnisse über das deutsche Volkstum im Banat.

Bestellungen erbeten!

Verein für das Deutschtum im Ausland, Wirtschaftsunternehmen G. m. b. H.
Abtl. Buchverlag DresdenzA. 1 Wilsdruffer Straße 16

Die Qualitätszahnpaste

Chlorodont

von Millionen im Gebrauch

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Zur Haus-Trinkkur:

bei Nierenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Selenenquelle

Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung

Paul Weser / Buchdruckerei
DRESDEN-A., Ammonstraße 61
fertigt
Qualitäts-Buchdruckarbeiten



TEEKANNE

Blau

Der Damen-Tee

zart blumig, nicht aufregend,
die sogenannte
Russische Tee-Mischung,
bes. geeignet für die Zubereitung
im Samowar,
da auch bei längerem Zie-
hen nicht bitter werdend.

Benutzt „V.D.A.“

Stamm- bücher!

Sie beziehen durch:

Verein für das Deutschtum im Ausland
Wirtschaftsunternehmen *S. m. b. H.*,
Dresden-A. i., Wilsdruffer Straße 16

Stuttgarter Verein

VERSICHERUNGS-AKTIENGESellschaft
IN STUTTGART

AKTIENKAPITAL: 7,2 MILLIONEN GULDEN



HAFTPFLICHT · UNFALL-
EINBRUCHDIEBSTAHL
FEUER · GLAS
KRAFTFAHRZEUG
LUFTFAHRT · GEBÄUDE-
UND WASSERLEITUNGS-
SCHADEN

Trinkt deutsche Erzeugnisse!

Dresdner Felsenkeller-Pilsner Reisewitzer Löwenbier

Neuheit!

Neuheit!

V.D.A.-Ringe

Einheitspreis für das Stück M. 3.—

Fingerweite bitte angeben!

Verein für das Deutschtum im Ausland,
Wirtschaftsunternehmen G. m. b. H.,
Dresden-A. 1, Wilsdruffer Straße 18.



In die deutsche Familie gehören

Fliegende Blätter

die illustrierte Wochenschrift
des gemütvollen Humors.

Neuheit!

Neuheit!

Das Jahrbuch

des Deutschtums im „Daitikum“, ist erschienen, mit zahlreichen übersichtlichen Tabellen, Aufsätzen u. gutem Bildschmuck; zugleich ist der umfangreiche Band die erste zuverlässige Quelle seit Kriegsende.

Mäßiger Preis

Zu beziehen durch:

Verein für das Deutschtum im Ausland,
Wirtschaftsunternehmen G. m. b. H.,
Dresden-A. 1, Wilsdruffer Straße 18.



VOGEL & SCHLEGEL
Maschinenfabrik G. m. b. H.
DRESDEN-A. 27

„Deutsche Welt“

Die Zeitschrift für das deutsche Haus

Herausgegeben vom

Verein für das Deutschtum im Ausland.

Zuschriften sind zu richten: Für die Schriftleitung nur Berlin W 62, Rurfürstenstraße 105 (V.D.A.-Presseabteilung). Für den Verlag nur Dresden-A. 1, Wilsdruffer Straße 16.

— Man verlange dort Probenummern! —

Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Für unverlangt eingesandte Beiträge wird Gewähr nicht übernommen.



Deutsche Zukunft

Auslands- und Übersee-Ausgabe der Kölischen Volkszeitung

Wochenschrift in handlichem Zeitschriftenformat von mindestens 28 Seiten Umfang.

In zuverlässig unterrichtenden politischen Leitartikeln, sorgfältig ausgewählten Nachrichten, spannend geschriebener Wochenübersicht „Im Strom der Ereignisse“, literarisch hochstehenden Feuilletons, wichtigen Aufsätzen aus dem Wirtschaftsleben bringt die D. Z. alles, was für den Auslandsdeutschen und den deutschsprechenden Ausländer von Belang ist.

In Tausenden von Zuschriften aus aller Welt, von Beziehern aus allen Gesellschaftsklassen und Berufsständen wird die überragende Bedeutung der D. Z. als Auslandsblatt anerkannt.

Der Versand kann mit jedem Heft aufgenommen werden und erfolgt unmittelbar durch den Verlag an die Bezieher unter Streifband.

Bezugspreis einschließlich Porto usw. für das Exemplar und Jahr Goldmark 12,60 bzw. U. S. A.-Dollar 3,— oder den entsprechenden Gegenwert in anderer Währung.

**Probehefte durch die Geschäftsstelle
in Köln am Rhein, Marzellenstraße 37**

Mingol- Tabletten schützen vor Husten

Erhältlich
in den Apotheken und Drogerien
H von Gumborn - A.G. Emmerich 9/Rhein

Neue Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit.

Lebensversicherungen

mit und ohne ärztliche Untersuchung in allen zeitgemäßen Formen
zu Vorkriegsbeiträgen und günstigsten Bedingungen.

**Bis Juni 1920 abgeschlossene Versicherungen:
rund 290 Millionen Mark.**

Alle Überschüsse gehören den Versicherungsnehmern,
daher Versicherung zum Selbstkostenpreise.

Auskunft und Prospekte erhältlich durch die Bank und die Vertreter
an allen großen und mittleren Plätzen Deutschlands.



Für das Jahr 1927



des Vereins für das Deutschtum im Ausland

1 Der Deutsche Volkskalender 1927

(Buchkalender). Reich an Wort und Bild! — In gewohnter, guter Ausstattung. Preis Mk 1,50

2 Der Merker 1927

Schülerkalender in Taschenbuchform. — Textl. und bildl. Beiträge · Tabellen · Notizblätter Preis . . Mk. 1,00
und **etwas ganz Neues:**

3 Iler Roland-Kalender

von den Deutschen in aller Welt, **Abreißkalender** auf bestem Kunstdruckpapier. — Treffliche Bilder vom Grenz- und Ausland-Deutschtum. Preis . . Mk 2,00

Zu beziehen durch:

Verein für das Deutschtum im Ausland

Wirtschaftsunternehmen G. m. b. H.
Dresden-A. 1, Wilsdruffer Straße 18





Ausschließliche Fabrikanten:

WILHELM BENDER SÖHNE, STUTTGART

*Zur idealen Haarpflege
gehören*

***Galalith
Kämme.***

*Internationale Galalith-Gesellschaft Hoff & Co.
Hamburg 76.*